AA 19250

Unterhaltungen

18.—

fehlt bei Holzm.-Bohatta u. Riemann.

in-8. Titel, 7 Bll, 216 pp. 2 gefalt. Notenbeilagen.

B89

A

L173

LD 7123

03700500001393

Unterhaltungen

der

kleinen Gesellschaft zu S**.

Ein

Lesebuch

zum Unterricht und Vergnügen

für Kinder

verschiedenen Alters.

Verfasset

von einer Mutter mehrerer Kinder.

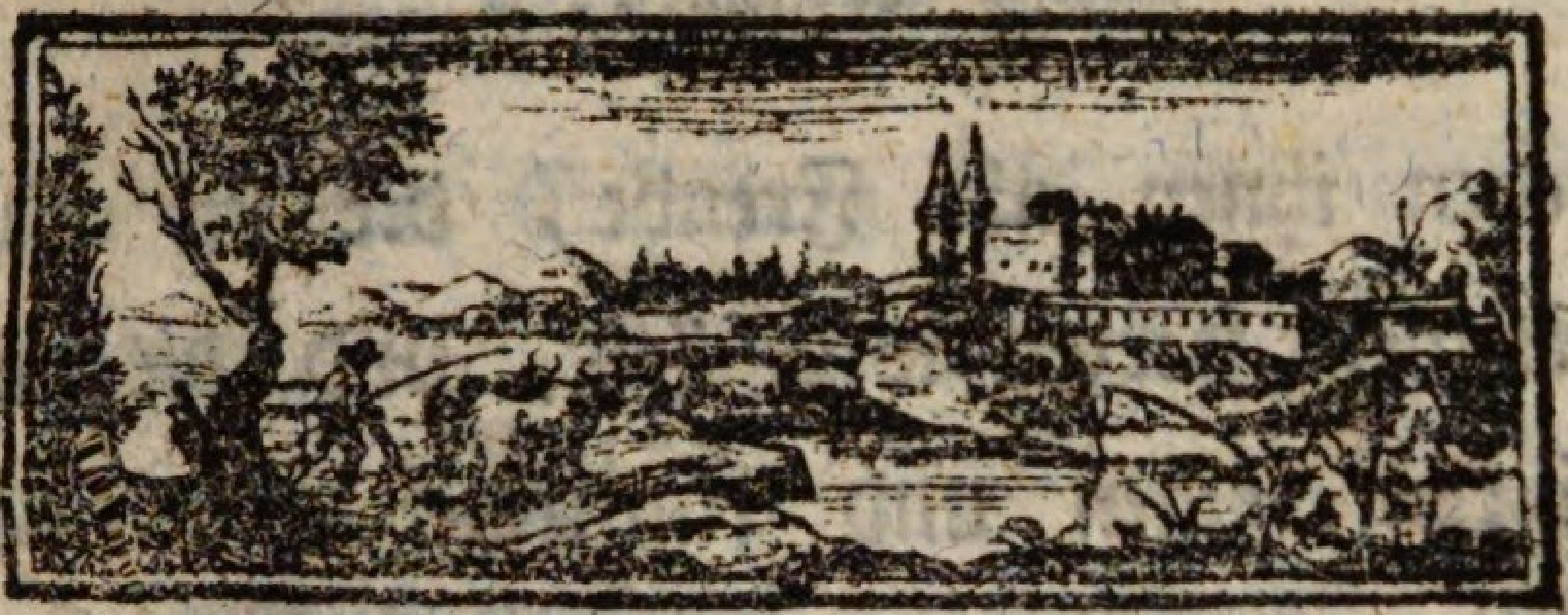
(1. Theil)

Augsburg, 1785.

bey Kletts sel. Wittwe und Franck.

Stadtbibliothek
Augsburg

1954.2458



Vorrede
an die jungen Leser.

Die Wohlthat einer guten Erziehung ist die größte unter allen, die ein Kind genießen kann. Dieß erfahren Sophie und Luise, Christian und Wilhelm, die Kinder des H. H. eines würdigen Beamten in B. auf eine vorzügliche Weise. Ihre gütigen Eltern ma-

chen ihnen alle Freude, die sich ihre kleinen Herzen wünschen, und die mit ihrem itzigen und künftigen Glück bestehen kann.

Wenn die Kinder keine Lernstunde haben, so sind sie bey ihrer guten Mama, die sie in den Garten führt, — oder wenn die Witterung das nicht zuläßt — ihnen auch im Zimmer bald dieß, bald jenes angenehme lehrt oder erzählt, oder auch sich von einem unter ihnen etwas vorlesen, und sich dann ihre Urtheile und Gedanken darüber sagen läßt.

Hat nun vollends der Papa seine Geschäfte geendiget, so sucht er selten

eine andere Erholung als mit seinen Kindern.

Fröhlich umringt ihn der kleine Hause, so bald er den ersten Schritt aus seiner Studierstube thut, und beynahe tragen sie ihn auf den Sopha, oder in den Garten, wo er sie dann so angenehm zu unterhalten weiß, daß sie vergnügt und zugleich belehrt werden. Die guten Kinder sind aber auch so aufmerksam und folgsam, daß sie sich unter allen Kindern in B* auszeichnen.

Daher denn auch viele Eltern in B* Herrn und Frau H. bitten, ihren Kindern den Umgang mit den ihrigen zu erlauben, und diese zärtlichen Kinderfreunde schätzen sich niemals glücklicher,

als wenn eine recht große Schaar Kinder um sie versammelt ist, so wie sich ihre Kinder vor Freude nicht kennen, wenn sie ihren lieben Eltern eine so große Gesellschaft zuführen dürfen. Sonderlich Sophie, die älteste, diese sagte erst gestern, sie wollte wünschen, daß alle Kinder in der Welt Antheil an dem Vergnügen nehmen könnten, das sie im Umgange mit ihren guten Eltern zu genießen haben.

Um ihren Wunsch nur einigermassen zu erfüllen, habe ich ihr versprochen, diese angenehmen Unterhaltungen aufzuschreiben, und Euch, geliebte Leser und Leserinnen, so viel von denselben in die Hände zu geben, als Ihr Lust haben werdet zu lesen.

Wollte eines oder das andere von Euch, meine liebe Luise oder ihren Bruder Christian, oder sonst eines von der kleinen Gesellschaft mit einem Briefchen beehren, ihnen eine artige Geschichte erzählen, ein Liedchen schicken, oder seine Gedanken über diesen oder jenen Gegenstand mittheilen; so würdet Ihr die guten Kinder insgemein erfreuen. Sie würden diese Briefe der ganzen Gesellschaft vorlesen, und ich würde Euch ihre Antworten und Urtheile in einem künftigen Bändchen getreulich wieder mittheilen.

Zum Dank von Euch wünsche ich mir nichts, als daß Euch alle diese Blätter zur Liebe gegen Gott, der Euch

so Herzlich liebt, und täglich so viel Gutes thut, ermuntern mögen, und daß Ihr lernt Gott Eure Liebe durch einen ihm wohlgefälligen Wandel beweisen.

Ihr selbst werdet dadurch am glücklichsten werden. Eure Eltern und alle gute Menschen werden Euch lieben; und es wird nichts als Freude und Glückseligkeit um Euch her verbreitet seyn.

Sehet, meine Lieben! ich bin selbst Mutter von vielen Kindern — welche auch zum Theil mit bey der kleinen Gesellschaft sind, von der ich Euch unterhalten werde — die mir schon unbeschreiblich viele Freude gemacht haben, die meine größte Lust auf Erden, und mein

mein größter Reichthum sind, und die, wenn sie Gott lieben, und ihm gefällig leben, das Glück meines Lebens ausmachen. An diesen sehe ich es denn täglich, daß sie nur dann glücklich sind, wenn sie sich bemühen gut zu seyn. Denn alsdann liebe ich — ihr guter Vater, und alle ihre Freunde sie, und wir suchen ihnen nichts als Freude zu machen.

So bald sich aber eines unter ihnen von Eigensinn, Trägheit u. d. gl. hinreissen lässet, so bringen sie sich selbst um die Freude, die wir ihnen so gerne gönnen, und machen sich unglücklich.

So lasset Euch also dieses Büchlein ermuntern, recht gut zu werden, so werdet ihr recht glücklich, und ich für meine Arbeit unaussprechlich belohnet seyn.

Vorrede
an die Mütter liebenswürdiger Kinder.

Als Schriftstellerinn aufzutreten; diesen Gedanken würde ich gewiß nie in meiner Seele haben aufkommen lassen, wenn ich auch alle dazu erforderlichen Eigenschaften besäße; da ich weiß, daß eine Frau, als Gattinn ihres Mannes, und als Mutter ihrer Kinder, so viele und so wichtige Pflichten hat, daß nur wenige meiner Schwestern sich werden rühmen können, sie alle erfüllt zu haben — und da es mein größter Kummer ist, daß ich diesen meinen Pflichten immer nicht genug thun, und die wichtigen Geschäfte, die mir als Gattinn und Mutter obliegen, nicht treu genug erfüllen kann.

Doch

Doch sind eben meine mütterlichen Beschäftigungen die wahre und einzige Veranlassung zu gegenwärtigem Büchlein. Meine Kinder, die schon ein ganzes hübsches Häufchen ausmachen, sind niemals vergnügter, als wenn ich ihnen Geschichtchen oder Mährchen erzähle. Und vorzüglich gerne hören sie diejenigen, welche ich selbst eigens für sie erdichte. Da ich indessen nicht allezeit aufgelegt war, neue Histörchen zu erfinden, und die alten mir oft nicht wieder einfallen wollten, so fieng ich an, diejenigen, welche mir selbst am wenigsten mißfielen, und die meine Kinder am besten unterhielten, aufzuschreiben.

Diese Geschichtchen machten denn bald einige Bogen aus.

Zuweilen erzählte ich eines meiner Histörchen den Kindern meiner guten Freundinnen, und diese lieben Kleinen waren eben so aufmerksam und vergnügt dabey, als die meinigen selbst. Aber dieß brachte

mich immer noch nicht auf die Gedanken, diese kleine Sammlung drucken zu lassen; wiewohl es in der Folge ein Grund mehr wurde, meinen Entschlüß zu bestimmen.

Ich wünschte nämlich, das Bild eines guten Kindes in seinem ganzen Betragen zu haben, damit ich es meinen Kindern zur Nachahmung vorlegen könnte. Ich durchsuchte viele Kinderschriften; aber ein solches ganzes Bild nach meinem Ideal, das zugleich in einer, für die Kinder genug in teressanten Gestalt gewesen wäre, konnte ich nicht finden. Ich entschloß mich also, es selbst auszuarbeiten, und fieng daher an, **die Briefe von Charlotten an Amalien** aufzusetzen, welche zum Theil in diesem ersten Bändchen meiner Schrift enthalten sind.

Itzt erhub sich eine neue Schwierigkeit. Meine Kinder können Geschriebenes noch nicht vollkommen gut lesen, und

doch wünschte ich, daß sie diese Briefe selbst oft lesen möchten!

Und nun erst erwachte der Gedanke in mir, die Briefe drucken zu lassen.

Da ich aber zweifelte, ob ich zu diesen Briefen allein einen Verleger finden würde, so fiel mir meine kleine Sammlung von Geschichtchen ein. Und ich erinnerte mich, daß sie auch andere Kinder angenehm unterhalten, und daß selbst die Mütter dieser Kinder (freylich meine Freundinnen) sie ihres Beyfalls gewürdiget hatten.

Dieß alles verleitete mich denn zu dem Wagestück, diese Briefe und Geschichtchen mit einander dem Druck zu übergeben. Ich hatte aber meinen Kindern niemals blos erzählt, sondern immer zwischen der Erzählung, und nachher mit ihnen davon gesprochen, ihnen das, was sie nicht verstunden, erklärt, oder Lehren für sie daraus gezogen. Ohne diese eingemischten Gespräche

wür-

würden auch jene Geschichtchen von weit geringerm Nutzen gewesen seyn.

Da ich nun den Entschluß faßte, sie drucken zu lassen, so wünschte ich auch andern Kindern, welche dieselben lesen würden, so nützlich, als nur immer möglich zu seyn. Ich mußte also die Gespräche aufschreiben, welche ich mit meinen Kindern über diese Erzählungen geführt hatte.

Endlich zeigte ich meine Arbeit einem einsichtsvollen Freunde. Als mich nun auch dieser — wie es schien, nicht aus bloßer Politesse — zur Ausführung meines Entschlusses, ermunterte; so kleidete ich mein ganzes Werkchen noch in gegenwärtiges neue — und, wie ich hoffe, meinen kleinen Lesern nicht ganz unangenehme Gewand. Und so wage ich es denn, Ihnen, theuerste Mütter meiner lieben kleinen Leser, solches in die Hände zu geben.

Mein innigster Wunsch ist, diesen zarten Pflanzen recht viel Vergnügen und Nutzen zu schaffen.

Um aber diese Absicht zu erreichen, muß ich Sie, meine Theuersten, um die gütige Bemühung bitten, Ihren geliebten Kindern die Gespräche etwas auszusuchen. Denn da meine Kinder von ziemlich verschiedenem Alter sind, so sind auch die Gespräche bald für größere, bald für kleinere Kinder bestimmt. Selbst bey dieser Auswahl werden sie vielleicht nicht alles verstehen. Daher werden sorgfältige Mütter auch noch die Bemühung sich machen müssen, die Gespräche von ihren geliebten Kleinen sich vorlesen zu lassen, und das zu erklären, was die Kinder nicht verstehen. Dieß Geschäft wird für Ihre Kinder gewiß nicht ohne Nutzen und für Sie nicht ohne Vergnügen seyn.

Anderer Bücher habe ich mich nur selten und auch dann nicht der sehr bekannten bedienet, so daß ich hoffen kann, mein Büchlein werde den lieben kleinen Lesern und Leserinnen, für die ich geschrieben habe, so gut als ganz neu seyn.

Erstes Gespräch

Sophie führt nebst ihrer Schwester Luise die Fräulein Amalie, Fräulein Wilhelmine, Jungfer Sußchen, Jungf. Carline, und Fräul. Marie herein.

Sophie.

Sehen Sie liebe Mama, was für große Gesellschaft ich Ihnen heute wieder bringe.

Madame H. Sie erfreuen mich ungemein, meine lieben Frauenzimmer, daß Sie mir alle das Vergnügen machen, mich zu besuchen.

Amalie. Für uns ist es das gröste Vergnügen, wenn wir Sie besuchen dürfen.

Alle. Ja wohl!

 Fräul.

Fräul. Marie. Ich versichere Sie, ich mag gar keine Puppe und kein Spielzeug mehr, seitdem ich Sie kenne; bey Ihnen zu seyn, ist meine gröste Freude.

Mad. H. Nun meine besten Kinder, es ist auch meine gröste Freude, Sie zu sehen, und ich werde mich beständig bemühen, Ihnen nützlich zu seyn, und viel Vergnügen zu machen.

Sußchen. Das thun Sie ja ohnehin schon immer.

Mad. H. Kommen Sie, wir wollen unsern Thee im Garten trinken, und da wollen wir meinen Mann aufsuchen, und ihn bitten, Ihnen etwas zu erzählen.

Marie klopft in die Hände. O erzählen! erzählen!

Luise. Nicht wahr, beste Mama, Sie warten noch einen Augenblick? Fräul. Eleonore hat uns versprochen, auch zu kommen.

Wilhelmine. Da kömmt sie eben!

Luise läuft ihr entgegen. Kommen Sie, kommen Sie, liebes Lorchen!

Lorchen kömmt etwas erschrocken, und küßt der Mad. H. die Hand. Ver — zeihen — Sie.

Mad.

Mad. H. Umarmt Fräul. Lorchen Ich freue mich recht, ein so artiges Fräulein mehr bey uns zu sehen. Kommen Sie nun, meine Lieben!

Sie giengen in den Garten. Hier trafen sie den Herrn H. an, welcher auch schon eine kleine Gesellschaft bey sich hatte. Es waren Fritz und Sigmund, Carlinens Brüder und Junker August, Lorchens Bruder, nebst Christian und Wilhelm, den beyden Söhnen des Herrn H. Nachdem die Gesellschaft sich zusammengefunden hatte, führte sie Herr H. in eine angenehme Laube. Luise hieng sich im Herausgehen an seinen Arm. Papa, wir bitten, erzählen Sie uns etwas schönes! die andern baten auch: bester Herr H. Sie werden uns doch etwas erzählen?

Herr H. Herzlich gerne, aber Sie müssen mir etwas versprechen. Sie müssen mich alle Vater nennen.

Mad. H. Und mich Mutter.

Alle Kinder. Das wollen wir gerne.

Amalie. Und wir wollen Sie auch wie Vater und Mutter lieben.

Herr H. reicht Amalien die Hand. Das will ich zu verdienen suchen. Und ich nenne Sie alle bey Ihrem Namen.

August. Ja, und dann müßen Sie auch Du zu uns sprechen, wie ein rechter Vater.

Herr H. Auch das. Nun hören Sie zu. Als ein klein Mädchen ihr Abendgebet:

Vater, der du Kinder liebst,
Liebe du auch mich!
Der du Schlaf und Ruhe giebst,
Sieh, hier liege ich.
Laß mich fröhlich schlafen ein,
Wache du bey mir,
Herr ich bin auch schlafend dein!
Morgen dank ich dir

gebetet hatte, fragte sie ihren Papa: Papa, warum habe ich denn erst zu Ihnen gesagt Vater, der du Kinder liebst?

Vater. Nein liebes Töchterchen, das hast du nicht zu mir gesagt. Ich bin zwar dein Vater, aber es giebt noch einen Vater, das ist Gott. Der ist unser aller Vater, und hat alle Menschen lieb.

Kind. Hat mich Gott auch lieb?

Vater. Ja, wenn du gut bist. Das Kind war itzt stille, und der Papa glaubte sie wäre eingeschlafen, nach einer kleinen Weile aber hörte er ein leises Ef — Ef — — Er gieng ans Bettchen, und sah, daß die Kleine weinte.

Vater.

Vater. Warum weinst du Karlinchen?

Kind. Ja, der liebe Gott wird mich nicht lieb haben, ich war heute nicht gut.

Vater. Ist es dir denn nicht leid, daß du nicht gut warest?

Kind. Ja, es jammert mich.

Vater. Und wie willst du morgen seyn? Das Kind fiel dem Vater um den Hals und sagte: Lieber Papa! gut will ich seyn! Gewiß gut!

Vater. Nun siehe Kind, das weiß der liebe Vater im Himmel, daß es dir leid ist, daß du nicht gut gewesen bist, und er weiß auch, daß du morgen besser werden willst, und hat dich nun auch wieder lieb, und eben darum habe ich dich beten lassen: Liebe du auch mich. Jetzt schlaf ruhig, und morgen will ich dir zeigen, daß dich der liebe Gott lieb hat.

Karlinchen schlief nun ruhig, bis sie die Mama am Morgen weckte, dann stand sie willig auf, ließ sich geschwind anziehen, betete:

Diese ganze Nacht
Hab ich wohl geschlafen,
Gott hat mich bewacht,
Der mich hat erschaffen,

Der mir alles Gute giebt,
Der mich wie ein Vater liebt,
Nun ich danke dir
Lieber Gott dafür —
Und ich bitte dich
Lieber Vater segne mich! —

und eilte dann zum Papa. Guten Morgen, lieber, lieber, lieber Papa!

Vater. Guten Morgen liebes, liebes, liebes Töchterchen! Hast du wohl geschlafen?

Kind. Ja, lieber Papa! Aber wollen Sie mir jetzt sagen, wie mich der liebe Gott lieb hat?

Vater. Ja Kind, aber erst möcht ich einwenig ums Thor gehen.

Kind. O wenn ich mitgehen dürfte!

Vater. Du darfst, setze nur geschwind dein Hütchen auf. Das ließ sich Karlinchen nicht zweymal sagen, sie eilte zur Mama, bat um ihr Hütchen, gab der Mama einen Kuß, Adieu beste Mama! und eiligst zur Thür hinaus. In der Thür wendete sie noch einmal um, und rief der Mama zu: bring Ihnen schon Blümchen mit, Adieu! Und nun an der Hand des guten Papa zum Thor hinaus. Sie kamen bald auf eine grosse Wiese, woselbst sich Karlinchen vor Freude über die Menge von Blümchen nicht zu

fassen wußte. Bald sah sie dahin, bald dorthin, endlich fragte sie den Papa: Wo ist denn der Gärtner, daß ich ihn um ein paar Blümchen für Mama bitten könnte?

Vater. Du darfst hier selbst so viel Blümchen abpflücken, als du Lust hast. Bauz! lag Karlinchen mitten in der Wiese, und nun gieng es ritz ratz, ritz ratz. Die Schürze war in einem Augenblick voll Blumen, und immer konnte Karlinchen nicht satt werden, noch mehrere abzupflücken. Jetzt aber sagte der Papa: Karlinchen! du wirst genug haben, du kannst sie sonst nicht alle aufbewahren, und denke nur wie Schade es wäre, wenn du die Blumen verdürbest, an denen morgen und übermorgen noch andere Kinder etwa so viel Freude haben können, als du heute hast.

Kind. Karlinchen gehorchte sogleich ihrem guten Papa, und versprach auch, sobald sie zu Hause seyn würde, die Blumen alle in Wasser zu stecken.

Vater. Warst du vergnügt Karlinchen? fragte der Papa.

Kind. Ach ja, recht sehr vergnügt!

Vater. Worüber warst du denn so vergnügt?

Kind. Ueber die schönen Blümchen. Sehen Sie nur wie herrlich! Alles ist voll davon, rothe, blaue, gelbe, weiße. O ich kann mich gar nicht satt sehen! Und wie es so vortrefflich riecht. Ach! —

Vater. Aber weißt du auch, wer die schönen Blumen hat da aus der Erde hervorwachsen lassen, die dir so großes Vergnügen machen?

Kind. Das hat Gott gethan. Ja, ich weiß es schon, es war so kalt und alles voll Schnee. Hu! Hu! mich friert, wenn ich nur daran denke, da sagte Mama wie wir nach Heilbronn gefahren sind: Seht Kinder! da liegt alles voll Schnee, aber bald wird der liebe Gott die Sonne wieder warm scheinen lassen, da wird der Schnee vergehen, und es werden überall wieder Blümchen und Gras wachsen. Und so wars auch, bald, bald war der Schnee fort, und da sind jetzt die Blümchen. Ich will auch der Mama erzählen: Liebe Mama, jetzt sind die Blümchen da, und dann geb ich ihr ein Sträuschen. O!

Amal. Aber, lieber Vater, das kann ich doch nicht begreifen, wie man sich über Wiesenblümchen so freuen kann. Karlinchen muß wohl noch ein sehr kleines Kind gewesen seyn; denn

ich mag mir niemals die Mühe geben, mich um ein dergleichen Blümchen zu bücken.

Sophie. Und ich, meine Liebe! muß gestehen, ob ich gleich noch etwas älter bin als Sie, daß ich wie Karlinchen, nicht satt werden kann, mir Wiesenblumen zu pflücken und artige Bouquetchen daraus zu machen.

Amal. O! da lob ich mir ein gemachtes Bouquet, wie ich hier auf meinem Hut habe, das welkt nicht, und jedermann bewundert es.

Sophie. Ihr Bouquet ist sehr schön — Aber wie traurig wäre das für uns, wenn wir keine andere Blumen hätten, als diese.

Amal. Das wüßte ich eben nicht warum?

Soph. Beste Mutter, helfen Sie mir doch meine lieben Wiesenblümchen vertheidigen.

Mutter. Das wird nicht nothwendig seyn, daß ich dir helfe, da du es einmal für traurig hältst, wenn wir keine andern Blumen hätten, als wie Amalien ihre, so wirst du wohl auch wissen, warum es so traurig für uns wäre.

Sophie. Ich dachte eben, dann könnten nur Personen von einigem Vermögen sich ein Vergnügen mit Blumen machen, die Armen aber

aber, die sich so schöne nicht kaufen könnten, müßten dieß Vergnügen ganz entbehren.

Sußchen. Und Sie haben wohl vergessen, meine Fräulein, daß Karlinchen selbst den herrlichen Geruch der natürlichen Blumen bemerkte, die gemachten aber haben keinen Geruch.

Luise. Sie vergessen auch die Bienen; woher sollten die Honig nehmen, wenn es keine Blumen gäbe?

Amal. Sie haben gewonnen, meine Freundinn, ich will den natürlichen Blumen abbitten, daß ich ihnen habe ihren Vorzug streitig machen wollen.

Mutter. Und doch habt ihr, meine Lieben, alle vergessen, daß die herrlichsten Blumen doch nur eine Nachahmung der Natur sind.

Amal. Ich versichere aber auch, daß es nicht einmal mein Ernst war, daß ich die gemachten Blumen den natürlichen vorziehen wollte. Ich wollte eigentlich nur sagen, daß ich die gemeinen Blumen nicht achte, von schönen Gartenblumen aber bin ich eine große Freundinn.

Mutter. Aber, gutes Kind, das am wenigsten geachtete Grasblümchen ist oft so vortrefflich

lich gezeichnet, daß wir die Allmacht und die Weisheit des Schöpfers daran nicht genug bewundern können. Und von dem Nutzen will ich jetzt gar nicht sprechen, den die gemeinsten Kräuter und Blumen in der Apotheke, in der Küche, und als Nahrung für so viele lebende Geschöpfe haben.

Wilhelmine. Aber meine Fräulein, es freut mich gar nicht, daß Sie die Geschichte von Karlinchen so unterbrechen.

Fritz. Werden wir denn nun nichts mehr von Karlinchen hören?

Herr H. Vielleicht morgen. Denkt einstweilen über das nach, was ich Euch heute erzählt habe. Jetzt wollen wir noch einen kleinen Spaziergang machen.

Amal. Ey! sehen Sie, da steht der Mond schon, und hier doch noch die Sonne.

Sophie. Wenn Sie erlauben wollen, so könnten wir wohl singen: Der Gott, der in der blauen Ferne rc.

Herr H. Von Herzen gerne. Ich singe selbst mit.

Arie.

Der Gott, der in der blauen Ferne,
Das unzählbare Heer der Sterne,
Den hellen Mond hervorgebracht!
Wie groß ist er, auch in der Nacht!

Der Gott, der uns die Sonn gegeben,
Aus der uns quillet Tag und Leben,
O welch ein Glanz! welch Feuermeer
Wie groß am hellen Tag ist Er.

Der Gott der unsre Erde schmücket,
Daß sie im Frühling uns entzücket,
Und Blum und Frucht uns reichlich giebt;
Wie zeigt er doch, daß er uns liebt!

Der Gott, von solcher Macht und Güte
Erfüllet ganz Sinn und Gemüthe
Mit Lieb und Andacht und mit Dank,
Mit Preiß und Lied und Lobgesang!

Mutter. Ich muß dich umarmen gute Sophie, daß du uns auf den Gedanken gebracht hast, diese schöne Arie zu singen.

Vater. Jetzt lebt alle wohl, meine Lieben, und besuchet mich bald wieder.

Marie. Darf ich und Fräul. Wilhelmine unsere Brüder auch mitbringen?

Vater. Es wird uns angenehm seyn.

Zwey=

in

Zweytes Gespräch.

Die Vorigen und Junker Anton, Amaliens und Wilhelminens Bruder, Junker Karl, Mariens Bruder, nebst Rudolph, Heinrich und Hännschen.

Anton zu dem Vater.

Sie haben dem Junker Karl und mir, die gütige Erlaubniß gegeben, zu Ihnen zu kommen, und ich weiß gewiß, Sie vergeben mir, daß ich noch ein paar Freunde mitgenommen habe.

Vater. Je mehr gute Kinder zu mir kommen, desto lieber ist es mir.

Hännschen. Man hat mir gesagt, Sie wüßten so schöne Mährchen, und mir ist nichts in der Welt lieber, als Mährchen.

Vater. Ich will Euch nicht nur schöne Mährchen, sondern auch schöne Historien erzählen.

Marie. Mährchen und Historien? Ich dächte, das wäre einerley.

Vater.

Vater. Unter einer Historie verstehe ich eine wahre Geschichte, oder wenigstens eine Geschichte, in der nichts unwahrscheinliches oder unmögliches vorkömmt. Ein Mährchen aber ist eine Erdichtung, meistentheils voll unmöglicher und unwahrscheinlicher Dinge.

August. O pfuy! So sind die Menschen, die die Mährchen machen, Lügner.

Vater. Nein, mein Kind, ein Lügner ist ein Mensch, der jemand mit seinen Unwahrheiten betrügen will, und das ist das häßlichste Laster. Wer uns aber vorher sagt, daß er uns ein Mährchen erzählen will, verlangt uns ja nicht zu betrügen.

Luise. Das ist mir sehr lieb, so darf ich mir doch noch immer Mährchen erzählen lassen, die ich so liebe.

Vater. Ich muß dir aber sagen, daß die wenigsten Mährchen etwas werth sind, die meisten stiften mehr Schaden als Nutzen.

Anton. O! die Sie uns erzählen, die werden uns gewiß nicht schaden.

Marie. Und wenn Sie uns von Karlinchen wieder etwas erzählen, das wird uns auch keinen Schaden bringen.

Vater. Da du mich so artig an mein Versprechen erinnerst, so will ich es sogleich erfüllen.

Amal. Aber mit gütiger Erlaubniß möchte ich noch vorher etwas fragen. Was ist denn Karlinchens Geschichte, ein Mährchen oder eine Historie?

Mutter. Das sollt Ihr selbst rathen. Aber du wirst deine Geschichte noch einmal von vorne anfangen müßen, guter Vater —

Karl. Gestern hat uns meine Schwester und Jungfer Luischen wiederholt, was Sie ihnen erzählt haben.

Vater. Das ist schön. Ihr werdet also wissen, daß Karline sich freuete ihrer Mama ein Sträuschen mitbringen zu können; in diesem Augenblicke aber hatte sie einen Schrecken, denn sie hörte unvermuthet eine Stimme: Ach seyns halt su barmherzig, a armer blinder Mann!

Karlinchen und ihr Papa sahen ganz erschrocken um, und sahen einen blinden Mann, den ein Junge an der Hand führte, hinter sich stehen. Der Vater gab ihm etwas und fragte zugleich: Wie seyd ihr denn um eure Augen gekommen?

„Gott

„Gott vergelts tausendmal, lieber Herr! — Ach da ich jung war, da war ich ein verwegnes ungehorsames Kind — und spielte immer gerne mit Feuer — und wollt immer gerne alles verwegne nachmachen — was ich sah — ohne erst meine Eltern zu fragen — obs mir keinen Schaden thun könnte? — Nun hatt' ich einmal eine Feuerschlange machen sehen — gleich wollt ichs nachmachen — streute einen langen Strich Pulver auf ein Bret — und legte ein Stück brennenden Schwamm daran. — Aber es wollt nicht gleich angehn — da lief ich hin, hielts Gesicht darüber und blies immer auf den Schwamm los. — Mit einmal — Ach Gott! fuhr mirs Pulver ins G'sicht — und — beyd' Augen — waren — weg, daß ich in meinem Leben keinen Stich mehr sehn konnt. —"

Dieß letzte sagte er mit so wehmüthigem Ton, daß Karlinchen vor Mitleid mit ihm weinen mußte. Der Vater gab ihm noch etwas, und sprach zu ihm: Armer Mann! erzählt ja allen Kindern, die euch begegnen, eure traurige Geschichte, um sie vor Ungehorsam und Verwegenheit zu warnen. Der blinde Mann versprach es zu thun und gieng weiter. Ach! sagte Karlinchen, das ist ein armer Mann, der kann gar keine Blumen sehen!

Vater.

Vater. Ja wohl ein armer Mann, und destomehr unglücklich, weil er sich selbst um seine Augen gebracht hat.

Karlinchen. Papa! die Mama hat mir erzählt daß ich auch beynahe blind geworden wäre, zweymal!

Vater. Ja wohl, wie du die Blattern hattest, und schon vordem einmal hattest du böse Augen, und warest in großer Gefahr. Aber weißt du auch, wer dir da wieder geholfen hat, daß du jetzt wieder so gut sehen kannst?

Karlinch. Wohl Sie oder Mama?

Vater. Nein, Töchterchen, ich und Mama konnten dir nicht helfen, deine Augen waren völlig zu, wir konnten gar nicht sehen, ob sie nicht etwa schon verdorben seyen. Wer muß dir also wieder geholfen haben?

Karlinch. Gewiß Gott!

Vater. Ja, mein Kind, Gott, der uns unsere Augen gegeben hat, ohne die wir alle diese Schönheiten nicht sehen könnten.

Unter diesem Gespräch waren sie auf einen kleinen Hügel gekommen, von dem sie die schöne Gegend etwas besser übersehen konnten. Hier,

sagte der Papa, Karlinchen! sieh dich nochmal recht um, denn jetzt müssen wir bald nach Hause.

Karlinchen. Schon nach Hause? Ach! wenn ich nur die Wiesen mitnehmen dürfte!

Vater. Dächte ich doch, du hättest Blumen genug mitgenommen.

Karlinch. Ja! — aber Sie werden gar bald welk, wenn ich sie noch so schön ins Wasser stecke. —

Da sie jetzt wieder eine Zeitlang giengen, bemerkte der Papa, daß das Kind still und langsam hinter ihm hergieng; er fragte sie also: warum so still Karlinchen?

Karlinch. Ich bin müde und durstig.

Vater. Nu, sey nur getrost, es wird so lange nicht mehr werden. —

Karlinchen ermunterte sich ein wenig, aber der Durst, der Durst, war gar zu groß! —

Guten Morgen junge Frau! rief jetzt der Papa, auf eine freundliche Bäuerin, die, mit mit einem Kind auf dem Arm, unter einer Gartenthüre stand. Könnten wir nicht eine Schüssel Milch haben?

Bäuerin. Warum nicht! Milch genug! Milch genug! Kommens nur rein! nur rein!

Sie giengen hinein, und kamen in einen kleinen nicht prächtigen aber angenehmen Garten. Die Bäuerin wieß ihnen eine artige Laube an, setzte ihr Kind auf die Erde, peitschte eiligst mit ihrer Schürze Tisch und Bank ab, und sagte: setzen Sie sich nur nieder, nur nieder, will gleich mit der Milch aufwarten — gleich aufwarten. — Karlinchen fieng an zu kittern, daß die Bauernfrau alles zweymal sagte, und der Papa mußte selbst darüber lächeln. Aber schon war die Bäuerin wieder da, brachte eine schön gespülte grüne Schüssel, in der die schneeweiße Milch ganz herrlich aussahe, und zween schwarze hölzerne Löffel mit roth und goldenen Blumen, alles schlecht, aber reinlich.

Sie setzten sich, und fiengen nun an zu speisen, als die Gärtnerin noch einmal kam, und auf einem schön gescheuerten hölzernen Teller einige Stückchen Brod brachte, das so schwarz wie die liebe Erde war, und in der Mitte auf dem Teller ein Häufchen Salz. Mögen Sie kein Brod dazu, Brod dazu? Ist halt gar schwarz, gar schwarz; wir habens nit besser, nit besser!

Vater. Danke vielmals liebe Frau, euer Brod ist ein Konfekt für uns.

Bäuerin. Sie hoben do a bessers — do a bessers.

Vater. Es schmeckt uns aber dieses weit besser als unser gewöhnliches. — Die Bäuerin lächelte, nahm ihr Kind wieder auf den Arm, und gieng.

Karlinchen hatte aber nicht Zeit ein Wort zu reden, sondern speiste so ernstlich, als wenn sie in drey Tagen keinen Bissen bekommen hätte. Der Vater war ebenfalls still, ließ sich die Milch auch schmecken, nebst dem guten schwarzen Brod, und sah seinem Töchterchen mit Vergnügen zu. Endlich kam doch Karlinchens Sprache wieder. O wenn ich doch die Bäuerin gefragt hätte, sagte sie, wie sie die Milch so gut und süß gemacht? Die ist so gut, in langer Zeit hat mir keine so geschmeckt.

Vater. Ja, sie ist herrlich, wir wollen hernach die Bäuerin fragen.

Sie waren itzt satt, und machten sich wieder auf den Weg. Kaum waren sie aus der Laube herausgetreten, so sahen sie die Bäuerin, welche in einem Feldchen Erbsen steckte.

Vater.

Vater. Was sind wir schuldig?

Bäuerin. Zwey Groschen, ihr Gnaden, zwey Groschen!

Vater. Hier sind sie, und noch viel Dank.

Karlinchen. Ja viel Dank, liebe Frau, für die gute Milch und Brod. Aber höre sie, wie macht sie denn die Milch so süße?

Bäuerin. Das mach ich nit, das mach ich nit, Fräula! Das kommt her, weil unsre Küh guts Gras z'fressen haben; drum is d'Milch su süß, drum is süß. Guts Gras macht a guta Milch, a guta Milch.

Vater. Siehst du Karlinchen! von wem kommt also auch die gute Milch, die dich so erquickte? Karlinchen antwortete nicht gleich.

Vater. Von was sagte die Bäuerin ist die Milch so süß?

Karlinchen mit Freuden: I, von gutem Gras, und das läßt Gott wachsen, also macht Gott die Milch so süß?

Vater. Ja, mein Kind, und die Milch selber kommt schon von Gott; denn wer hat die Kühe erschaffen, von denen die Milch genommen wird?

Karlinchen. Auch der liebe Gott!

Vater. Nun siehe, liebes Kind! Alles Vergnügen, so du heute genossen hast, kommt von Gott. Würde dir aber Gott so viel Gutes geben, und so viele Freude machen, wenn er dich nicht lieb hätte? Hast du also gesehen, daß dich der liebe Gott lieb hat?

Ach ja, sagte Karlinchen, und hob ihre Hände in die Höhe, ich danke dir lieber Gott, daß du mich so lieb hast, und hast so schöne Blümchen wachsen lassen, und daß ich Augen habe, und kann sie sehen. Ich danke dir für die süße Milch, und für meinen guten Papa, der mir so viel Schönes gesagt hat. Und dann küßte sie ihrem Papa die Hand, dieser drückte sie an sein Herz, und sagte: Du weißt also itzt gewiß, daß dich Gott lieb hat?

Karlinchen. Ja! — recht gewiß.

Vater. Woher weißt du es?

Karlinchen. Weil mir Gott so viele Freude macht.

Vater. Wirst du aber den guten Gott auch lieb haben?

Karlinchen. O ja von Herzen.

Vater. Wie willst du es aber machen, daß Gott auch weiß, daß du ihn lieb hast?

Karlinchen die ein wenig nachgedacht, und sich überall umgesehen hat. — Ich wollte gern dem lieben Gott auch Freude machen, allein ich kann das nicht; — ich kann keine so schöne Blümchen machen, und die auch riechen und —

Vater. Was spricht denn die Mama, daß ihre größte Freude ist?

Karlinchen in die Hände klopfend. Ich und Fritze — wenn wir fromm sind.

Vater. Nun siehe Karlinchen, so ists auch bey dem lieben Gott. Gute Menschen, klein und große sind auch des lieben Gottes größte Freude.

Karlinchen. Nun so will ich gewiß dem lieben Gott Freude machen, und ein recht gutes Kind seyn, daß er sehen kann, daß ich ihn lieb habe. —

Itzt kamen sie bald nach Hause, und Karlinchen konnte nicht satt werden, ihrer Mama und ihrem Bruder ihre Blumen zu zeigen, und ihnen zu erzählen, was sie gesehen und gelernet hatte.

Wilhelm. Ach! das ist eine vortreffliche Geschichte.

Sußchen. Daß ist gewiß, und so oft ich mich auf einer Wiese oder in einem Garten künftig über die Blumen freuen werde, so will ich mit Karlinchen Gott danken, daß er uns so liebt, und uns so viel Gutes giebt.

Vater. Das ist ein sehr schöner Vorsatz, und wenn du so meine Erzählungen nutzest, so erfreuest du mich mehr, als du glauben kannst.

Sigmund. Das war also kein Mährchen, sondern eine Geschichte, nicht wahr Vater? — denn es war gar nichts Unmögliches darinnen.

Vater. Ja du hast vollkommen recht, mein Kind, es ist eine Geschichte, und es zeigt von deiner Aufmerksamkeit, daß du es so gut zu unterscheiden weist. Aber du, liebes Mariechen, was hast du bey meiner Erzählung gedacht?

Marie. Ich dachte an das Verschen: Dir dank ich daß ich sehen kann, kann riechen, schmecken, hören und fühlen.

Mutter. Ach, aus dem vortrefflichen Katechismus von Herrn D. Seiler! — Ja, ja, meine Lieben! gewöhnt euch nur auf alles, was euch vorkommt, recht aufmerksam zu seyn, so werdet ihr weit mehr Vergnügen finden, als solche Menschen, die tausend Annehmlichkeiten

sehen, hören und genießen, ohne einmal nachzudenken, woher dieses oder jenes kommt, und wem sie es zu danken haben?

Anton. Aber mein liebes Fräulein Marie! sie dachten an das Verschen: Dir dank ich daß ich sehen kann, kann riechen, schmecken, fühlen und hören. Hat denn Karlinchen auch etwas gehört, das ihr auch angenehm gewesen wäre?

Marie. O gewiß hat es die Vögelchen singen hören, die singen ja im Sommer so lieblich; hören sie nur gleich itzt — St! —

Mutter. Recht gut, mein liebes Mariechen, und wir können auch hier Gottes Güte nicht genug bewundern. Denn eben der liebliche und angenehme Gesang dieser kleinen Geschöpfe zeigt, wie glücklich und vergnügt sie durch die liebreiche Vorsorge ihres gütigen Schöpfers sind — und wie vieles Vergnügen verursacht es uns; denn was könnte angenehmer seyn, als der verschiedene Gesang der Vögel?

Marie. Und nicht wahr, Vater! gefühlt hat Karlinchen gewiß auch etwas?

Vater. O gewiß, die angenehme Frühlingsluft so wie wir eben itzt.

Eleon. Aber noch was, lieber Vater! Karlinchen hatte auch Gott für das Brod gedankt; kommt denn das Brod auch von Gott, ich dachte die Becker machten es?

Vater. Und sie hatte auch wahr. Die Becker backen das Brod, und an manchen Orten backen sich die Leute selbst ihr Brod, welches man das Hausbrod nennt; z. E. die Bauern auf dem Lande; aber dennoch kommt das Brod von Gott.

Eleon. Dennoch von Gott? Wie ist denn das?

Marie, Karlinchen und Sigmund zugleich. O ich weiß es!

Vater. Das ist gut, wenn ihrs schon wißt. — Den Größern unter euch ist es ohnehin schon bekannt — aber dir, mein Lorchen, will ichs auch erzählen, wenn du einmal eine Stunde früher als die andern zu mir kommen wirst.

Marie mit Seufzen. Ach! wenn ich nur nichts gesagt hätte, so dürft ich doch auch zuhören!

Mutter. Komm du liebes Kind, wenn du willst. Du darfst wohl zuhören, der Vater dachte nur, du würdest selbst nicht Lust haben, etwas das dir schon bekannt ist, von neuem anzuhören.

Sigmund. Und darf ich auch kommen?

Luise. Und wir alle, liebster Vater?

Vater. Kommt ihr alle, wenn ihr Lust habt, meine lieben Kinder, ihr seyd mir alle lieb. Und wißt ihr was, da will ich dir Karl den Auftrag machen, wenn wir das nächstemal zusammen kommen, so sollst du unser Lorchen von dem Ursprung des Brods unterrichten.

Karl. Ich? ich? ich bin ja erst 10 Jahr alt, und soll schon Professor werden?

Vater. Ja, und wenn du deine Sache gut machst, so geben wir dir Rang und Titel als Professor, aber itzo ist es Zeit daß wir aus einander gehen. Lebt alle wohl, lieben Kinder, sonst dürften wir uns bald mit der Laterne nach Hause leuchten lassen.

Drittes Gespräch.

Als den folgenden Tag die kleine Gesellschaft zu H. H. kamen, trafen sie Junker Karln schon an, der schön angekleidet, die Hemdkrauße weit herausgebogen, eine Rolle Papier in der Hand, gravitätisch oben im Fenster auf einem Tritt stand.

Ihr Diener! Ihre Dienerinn! Herr Professor! riefen alle mit Lachen.

Wilhelmine nahm ein anders Trittchen, setzte sich zu seinen Füßen, und in einem Augenblick folgte ihr die ganze Gesellschaft. Marie aber sprang gleich wieder auf, und sagte: Unser lieber Vater hat dir Professors Rang und Titel alsdenn erst versprochen, wenn du deine Sachen gut gemacht hast, und du massest dir itzt schon denselben an. Gewiß sagt dir dein Gewissen, daß du diese Ehre nicht verdienen wirst. Kommen Sie, meine Lieben, die guten Eltern erlauben uns in den Garten zu gehen, dann wollen wir erst prüfen, ob er diese Ehre verdient oder nicht. — Nun flogen alle dem Garten zu; der neue Professor mußte folgen, und beynahe bitten, daß er angehöret würde.

Ueber

Ueber dieser kleinen Unruhe hatten sie gar nicht bemerkt, daß **Sophie** noch fehlte; als sie aber in den Garten kamen, trafen sie dieselbe schon an, und sie führte ihnen zwo neue Gesellschafterinnen zu; diese wurden mit Freuden aufgenommen. — Es war **Fräul. Nannette** und **Jungfer Julchen.** Man erzählte ihnen was itzt geschehen sollte, und zum größten Vergnügen, sonderlich vor Karln, fand sich, daß die beyden kleinen Frauenzimmer auch von der Entstehung und Zubereitung des Brods noch nichts wußten. — Karl fieng seine Lehrstunde damit an, daß er einige Papierchen hervor zog.

Karl. Hier in diesen Papieren sind die gewöhnlichen Brodfrüchte. — Sehen Sie, meine Schönen, diese kleinen dunkeln Körner sind Rocken oder Korn, die geben das geschmackvolleste beste Hausbrod. Diese großen hellen Körner sind Waizen, und werden zum weißen Brod genommen. Diese ganz großen in Hülsen sind Dünkel, und die eine Hülse — sehen Sie, ich mache die Probe hier vor Ihren Augen — hat drey Körner in sich. Die Körner geben das beste Kochmehl, und das gute Eyerbrod, welches Sie so gerne zum Kaffee essen. Diese drey Arten Früchte werden schon im September gesäet; nachdem vorher der Bauer das Feld viermal mit

seinen Thieren umgearbeitet hat. Einmal im Frühling, das zweytemal im Sommer, und zuletzt im Herbst; dann ist der Acker erst tüchtig, den Saamen zu empfangen.

In den meisten Gegenden, wo gute fette Felder sind, wird Korn und Dünkel unter einander gemengt, und so im Herbst gesäet. Die junge Saat keimt, und drängt sich in wenig Tagen aus der Erde hervor, und der gute Schöpfer legte die Kraft in sie, daß sie sich, auch in der strengsten Witterung des Winters, erhalten kann.

So bald der Schnee weg ist, fängt sie von neuem an zu grünen, und zu wachsen. Im May fängt das Korn an zu schießen, und Halme zu bekommen; im Junius blühts, und im Julius und August wirds reif. Der Dünkel und Waizen schoßt und blüht um einen Monat später, wird aber doch auch mit dem Korn zeitig, dann ist die Erndte, die fröhlichste Zeit für den Landmann da. Nun schneidet er und seine Schnitter von früh Morgens bis in die Nacht einige Wochen fort die Früchte ein, auf die er unter mancher Sorge, Furcht und Hoffnung, drey viertel Jahr gewartet hat. — Ich mußte mich, wie ich auf dem Lande war, wundern, wie

streng

streng und anhaltend der Fleiß des Bauers ist. Wenn wir vor Hitze schmelzen wollen, so hüpft, springt, singt und schäckert der Bauer mit seinen Leuten unter steter Arbeit, indessen ihm der Schweiß beständig von seinem braunen Angesicht läuft.

Wenn ein Acker abgeschnitten ist, und ein paar Tage in Samten liegt, so wird er aufgesammelt, in Garben gebunden, und in die Scheune gefahren. Dann wird gedroschen, da stehen immer fünf oder sechs starke Leute in der Scheune, die schlagen aus allen Kräften auf die Garben zu, bis kein Körnchen mehr drinnen ist. Hernach schaffen sie das Stroh hinweg, und die ausgedroschene Frucht wird zu unterst der Tenne auf einen Haufen gekehrt, und mit der Wurfschaufel geworfelt. Da springen alle gute Körner an das andere Ende der Tennen, was aber nichts taugt, und nur zum Futter des Viehes gebraucht wird, bleibt in der Mitte liegen. Dieß wird nun weggeräumt, und wenn Dünkel und Korn auf einem Haufen noch unter einander liegt, so wirds zuerst durch ein Kornsieb gelassen, da bleibt der Dünkel zurück, und wird auf einen Haufen gesondert. Alsdann wird das Korn zum zweytenmal gesiebt, damit alle Dünkelspitzen hinwegkommen; zuletzt wird ein recht

enges

enges Staubsieb genommen, damit der Staub und alle Graskörner durchfallen, dann ists erst rein. Bekommt nun der Müller das Korn, so muß es drey bis viermal durch die Mühle laufen, bis das Mehl zum Backen fein genug ist. Der Dünkel muß zuerst durch die Gerbmühle gehen, und da von den Hülsen erst gesondert werden, das sieht besonders schön aus, wenn unter den Garben, wie ein Sturm die Spreu davon fliegt, und die Körner so schön gereinigt in einem Kasten beysammen liegen bleiben. Der Waizen und die Dünkelkörner müssen vor dem Mahlen naß gemacht werden, welches aber bey dem Korn nicht nöthig ist. Wie das Brod gebacken wird, hab ich von der Hausmagd auf dem Lande gesehen: die machte Abends mit dem Mehl einen dünnen Teig an, und machte Sauerteig darunter; den andern Morgen war das Gefäß, darinn der Teig war, ganz voll. Nun wartete sie so lange, bis der Teig anfieng wieder zusammenzufallen; dann warf sie einige Hände voll Salz hinein, nahm recht viel Mehl, und arbeitete es in den Teig. Wie er vest genug war, ließ sie ihn länger als eine Stunde liegen, dann gieng er wieder in die Höhe; hernach machte sie die Laibe, nach einer halben Stunde kam der Teig in den Ofen,

und

und in zwey bis drey Stunden war alles Brod gebacken.

Sehen Sie, meine artigen Zuhörerinnen, so viel Mühe, Schweiß und Arbeit kostet das Brod, bis Sie ein Stückchen davon essen können. Nichts davon zu gedenken, was Menschen und Thiere, Land und Wasser dazu beytragen müssen, bis die Werkzeuge, die der Landmann braucht, zubereitet, bis Mühle und Backofen erbauet werden, und jedes nöthige Geräthe herbeygeschaffet wird. Tausend und aber tausend Hände müssen vorher arbeiten, ehe wir nur ein Stückchen schwarzes Brod essen können.

Ich danke Ihnen nun gehorsamst für Ihre Aufmerksamkeit. — Nun fassen Sie mit mir den guten Entschluß, in Zukunft kein Brod mehr zu essen, ohne darüber nachzudenken, wie viele Menschen thätig seyn mußten, ehe wir diese Gabe Gottes genießen konnten, dieß wird uns dankbar, aufmerksam und liebreich gegen unsern Nebenmenschen machen.

Vater. Das hast du gut gemacht, lieber Karl; wenn du in allen Sachen so aufmerksam bist, so wirst du in Zukunft als ein weiser Mann die Güter der Erde genießen. —

Ihr alle meine lieben Kinder, gewöhnet euch frühzeitig an, über alles, was euch vorkommt, vernünftig nachzudenken, dann werdet ihr tausend Uebeln, die alle aus der Gedankenlosigkeit entspringen, entgehen, und tausend Vergnügen genießen, die diejenigen entbehren müssen, die sich nicht zum Nachdenken gewöhnet haben.

Weißt du nun Lorchen, daß das Brod von Gott kommt?

Lorchen. Ja ich weiß es, es kommt von Gott, weil es aus Mehl gebacken wird, und das Mehl wird aus Korn gemacht, welches der liebe Gott wachsen läßt.

Vater. Sieh Karl! wie gut es ist, etwas gelernt zu haben. Nicht wahr, itzt bist du vergnügt, daß du unser gutes Lorchen hast belehren können.

Marie. Aber lieber Vater, das möchte ich doch noch wissen, wie das Korn in der Mühle zu Mehl gemacht wird.

Vater. Vielleicht machen wir einmal einen Spaziergang zu einem verständigen Müller, der uns dann alles erklären und zeigen muß. Vor heute aber gute Nacht.

Die

Die Mutter zu Amalien bey dem Abschied.

Liebes Malchen! hast du lange nichts mehr von Charlotten gehört, die vor einem Jahr zum Besuch, bey dir war, und so oft mit dir zu uns kam?

Amalie. Sie hat mir oft geschrieben, aber itzt habe ich schon lange keinen Brief mehr erhalten. Ich bin immer in Sorge, woher das kommt, daß sie nicht schreibt.

Mutter. Vielleicht hat sie itzt mehr Geschäfte; wenn du Zeit hast, so schreibe ihr desto fleißiger, bis sie dir antwortet.

Amalie. Das thue ich gewiß.

Bald darauf erhielt Amalie folgenden Brief von Charlotten, den sie mit großem Vergnügen der lieben Mutter brachte, und vorlas.

Erster Brief.

Charlotte an Amalien.

Wenn Du mir Deine ganze Liebe entziehen wolltest, mein bestes Malchen, so wäre es zwar sehr traurig für mich, aber ich dürfte mich kaum über Dich beklagen, da ich beynahe sechs

Wochen einer so lieben Freundinn kein Wörtchen geschrieben, und drey Briefe unbeantwortet gelassen habe: doch höre mich nur, meine Liebe, so weiß ich gewiß, Du verzeihest mir. — Ich bin in dieser Zeit nach L. gereißt, und was noch mehr ist, ich befinde mich noch da, und ich will Dir, um Dich desto besser auszusöhnen, auch meine ganze Reise recht weitläuftig erzählen. Aber Geduld mußt Du haben, denn mein Brief wird hoffentlich recht lang werden. — Du weißt, daß meine Mama einen Bruder in L. hat, diesen hat sie in achtzehn Jahren nicht gesehen, und seine Frau noch gar nicht. Da er nun beständig schrieb, wie sehr er wünschte, meine Mama einmal wieder zu sehen, so entschloßen sich meine Eltern, dahin zu reisen, und mich und meinen Bruder — so gütig sind unsere Eltern gegen uns — mitzunehmen. Dieß alles wurde so schnell beschlossen, daß ich ohnmöglich mehr Zeit hatte, meiner besten Amalie zu schreiben; denn das weißt Du ja selbst, wie viel Sorge wir für unsern Putz und dergleichen bey solchen Gelegenheiten auf dem Herzen haben.

Wir reißten also den 7ten May schon um 3 Uhr frühe in N. ab, und da wir die herrlichste Witterung hatten, und die Gegend nach L. so

schön

schön ist, daß ich sie Dir gerne beschreiben möchte, aber nicht kann; so kannst Du leicht glauben, was Dein Lottchen und Karl für Entzückung gefühlet haben, zumal, wenn ich Dir sage, daß unsere lieben Eltern selbst entzückt waren, und sich alle Mühe gaben, uns in unserm Vergnügen zu unterstützen, unsere Herzen auf Gott den gütigen Urheber aller dieser Schönheiten hinzuweisen, und uns zugleich zu lehren, wie wir solche Gelegenheit zur Besserung unsers Herzens anwenden sollten. Ich kann Dir sagen, Geliebte, ich war noch nie so fromm, als auf dieser Reise, und ich hoffe, diese guten Empfindungen sollen nicht wieder in meinem Herzen verlöschen. So, ich möchte sagen, himmlisch vergnügt, reißten wir drey Tage, und kamen den vierten Nachmittag unsern Freunden ganz unvermuthet über den Hals. — Daß da auf allen Seiten Vergnügen, zärtliche Umarmungen, Thränen und dergleichen war, kannst Du wohl denken, da ich Dir schon oft erzählte, wie meine Mama und ihr Bruder einander von Jugend auf geliebet haben, und noch lieben. — Aber nun meine Liebe, komme ich zur merkwürdigsten Geschichte von unserer Reise; nun setze Dich, und höre wohl zu: — Mein Onkel ist sechzehn Jahre verheyrathet, hat aber acht Jahre

re keine Kinder gehabt, und itzt hat er deren drey. Zween Knaben, davon der älteste, der Pathe meines Papa, 7 Jahr alt ist, und ein Mädchen von 2 Jahren. Dieses alles wußten wir aus Briefen genau, und hatten uns auch mit einigen kleinen Geschenken darnach gerichtet. Nun stelle Dir aber, gutes Malchen, vor, was wir dachten, als, so bald wir vor das Haus meines Herrn Onkels gefahren kamen, ein Mädchen in meinem Alter, und fast so schön wie Du, an den Wagen kam, und mit der liebenswürdigsten Geschäftigkeit uns heraus zu helfen bemüht war. — Meine Mama fragte sie: wohnt doch hier der Herr Hofrath R.? — Ja, mein Papa und Mama werden gleich die Ehre haben — antwortete sie. Indem kam mein Herr Onkel selbst die Treppe herab, und so bald wir von demselben, der Frau Tante und ihren sehr artigen Kindern waren bewillkommt worden, ergrief meine Mama die kleine Unbekannte bey der Hand: Lieber Bruder, wer ist denn dieß unvergleichliche Mädchen? — Das ist meine älteste Tochter; — antwortete er, und sogleich gab er Emilien (so heist das gute Kind) Befehl, den Kaffee zu besorgen. — Und ich will, damit ich Dich nicht auf einmal zu sehr ermüde, meinem Brief Befehl geben, zu Dir

zu

zu eilen, und erwarten, ob Du mir erlauben wirst, Dir noch mehr von der vortrefflichen Emilie — an der ich alle Stunden mehr Aehnlichkeiten mit Dir entdecke — zu erzählen? Aber nun vergiebst Du mir doch? und liebst wieder wie ehemals Deine Charlotte.

Mad. H. Das ist ein sehr artiger Brief; antworte ja bald wieder, liebes Malchen, daß wir mehr von Emilien hören, und du läßt uns doch auch deine Antwort hören?

Malch. Wenn Sie erlauben.

Viertes Gespräch.

Madam H.

Ihre Dienerinn meine Lieben, aber, sehe ich wohl recht? Amalie und du Wilhelmine habet ja geweint?

Amalie. — O ja, liebe Mutter, wir haben heute schon sehr viel geweint, itzt aber sind wir desto fröhlicher — ich will es erzählen, wenn wir alle beysammen sind.

Sophie. Nur Karlinchen und ihre Brüder fehlen noch — man klopft! vielleicht — ja sie sind es.

Wilhelm. Beste Schwester, o laß michs erzählen!

Amalie. Von Herzen gern.

Wilhelm. Unser kleines Fikchen gieng heute früh mit der Kindermagd, Marie, nach der Bleiche. Da steht nun Marie nach ihrer Gewohnheit, und schwätzt mit andern Mägden, sieht aber nicht um nach dem Kinde, und dieß läuft auf dem grünen Platze herum, und ist herzlich vergnügt, läuft immer weiter fort bis

ans Ufer des Flußes; da stehen unten ein paar Blümchen, die will es holen, der Kopf wird zu schwer; bauz! liegts drinnen! — (Die Mutter und die ganze Gesellschaft erschrecken, einige schlagen die Hände zusammen, einige rufen: Ach Gott!)

Wilhelm. Fikchen stürzte also hinein, und kein Mensch hätte es gewußt, wenn —

Amalie. (welche ihre Schwester unterbricht) Die Kindermagd hätte gewiß noch eine Zeit lang fort geschwätzt, und bis sie das Kind irrgegangen, wäre es schon lange ertrunken gewesen. Aber Gott wollte es beschützen — doch erzähle weiter Minchen.

Wilhelm. In der Gegend waren Raben, diese flogen über dem Wasser, und schrieen erschrecklich, dadurch wurden die Leute aufmerksam, sahen nach den Raben und nach der Gegend im Fluß, über welcher sie herum schwärmten, da wurden sie gewahr, daß mitten im Strom ein Kind schwam. Und nun denken Sie sich Marie, als die merkte, daß es Fikchen wäre. — Da wurde ein Lerm durcheinander, und ein Rufen: Herr Gott: da schwimmt ein Kind! Hülfe! Hülfe! Fischer! rettet! rettet! — aber dieses Rufen hätte doch allein nicht geholfen, Fikchen

zu retten; wenn es der liebe Gott nicht noch auf andere Weise vor dem Ertrinken beschützt hätte. Denn ehe die Fischer mit den Kähnen kamen, hätte unser armes Fikchen längst ertrinken, oder eine Meile fortschwimmen können. Sie wissen aber doch die Brücke, vor derselben stehen im Wasser hölzerne Dinger wie Dächer. —

Friz. Ja, ja, die Eisbrecher. —

Wilhelm. Auf ein solches Dach wurde das Kind vom Strom hinauf geschoben, zum Glück stund oben ein großer Nagel heraus, an dem blieb es mit dem Röckchen hängen, faßte sich mit dem Arm um den Pfahl, und blieb sitzen, bis die Fischer kamen, und es abholten.

Mad. H. (schlägt die Hände zusammen) O! das ist eine herrliche Probe der treuen Vorsehung Gottes, die sonderlich über kleine Kinder wacht. —

Amal. Ja wohl; meine Eltern wissen auch nicht, wie sie Gott genug danken sollen. Auch die Fischer und alle Menschen, die am Fluß waren, haben sich verwundert, und Gott mit dem Papa gedankt. Aber stellen Sie sich den Schrecken unsers Hauses vor: — So bald Marie das Kind im Wasser sahe, lief sie völlig außer sich nach Hause, und schrie beständig: Ach! daß Gott erbarme! Das arme Fikchen! — und

als

als wir riefen: was ists denn? wo ist denn das Kind? — schrie sie wieder: Tod ists! ersoffen! im Wasser! und dergleichen. — Mama fiel gleich in Ohnmacht, und itzt schrieen wir um Mama und Fikchen zugleich. Papa aber eilte nur im Schlafrock dem Fluß zu.

Wilhelm. Ja, und Mama wäre gewiß vor Schrecken todt geblieben, wenn nicht noch geschwind Papa der Frau Räthin gegen über gerufen hätte, die ihr Tröpfchen eingegossen hat. —

Mad. H. Das kann ich mir denken, daß das ein unaussprechlicher Schrecken wird bey ihnen gewesen seyn. — Aber meine Lieben! kamet ihr denn der Frau Mama nicht zu Hülfe?

Amal. Wir waren nicht im Stande vor Schrecken, wir liefen alle im Hause herum, und weinten und schrieen.

Mad. H. Das müßet ihr euch abgewöhnen, meine Lieben! im Schrecken gleich so ausser sich zu seyn, daß man nicht mehr im Stande ist etwas zu nützen. Fikchen habt ihr mit eurem Geschrey nicht helfen können, und die Frau Mama hättet ihr hülflos sterben lassen.

Christian. Aber ihren gnädigen Herrn Papa kann ich nicht genug bewundern; wer sich doch auch gleich so fassen könnte!

Karl. Gewiß dachten der gnädige Herr: Ich muß doch eilen, ob Fikchen nicht noch zu retten ist; indem fiel die gnädige Frau in Ohnmacht, dieselbe wollten sie doch auch nicht hülflos lassen, also geschwind im Vorbeygehen die Frau Räthin gebeten, ihrer Frau Gemahlinn zu helfen. —

Mad. H. Ja, das ist etwas vortreffliches. sich bey allen Gelegenheiten gleich fassen zu können; und hingegen etwas sehr trauriges um Personen, die in Freud und Leid gleich außer sich sind.

Sigmund. O! da — —

Marie (fällt ihm in die Rede.) Aber gute Mutter! hatte denn der liebe Gott? —

Mutter. Das ist gar nicht hübsch, wenn man andern in die Rede fällt. —

Marie (zu Sigmund.) Ich bitte um Vergebung. Was wollten sie wohl sagen?

Sigmund. Es hat wohl Zeit, und ich will es nicht vergessen. Seyn sie nur so gütig, Ihre Frage anzubringen. —

Marie.

Marie. Hatte denn der liebe Gott die Raben dahin gestellt, daß sie lauren mußten, bis Fikchen ins Wasser fiel, um alsdann Lerm zu machen? —

Mutter. Nein, so müßt ihr euch die Sache nicht vorstellen. Es geschieht zwar nichts, gar nichts von ohngefähr; und ohne Gottes Willen fällt auch kein Haar von unserm Haupte, das ist eben seine Vorsehung und Regierung. Aber er nimmt uns nicht mit Gewalt bey der Hand, und führt uns da oder dorthin; sondern er lenkt nur die Umstände so, wie er will, daß es kommen soll. —

Marie. Nun! wie war es aber mit den Raben? —

Mad. H. Weil Gott Fikchen erhalten wollte, so waren alle Umstände schon dazu eingerichtet, daß just zu der Zeit Raben am Ufer sassen; diese wurden durch das Hineinfallen des Kindes ins Wasser erschreckt, flogen auf, sahen das Kind fortschwimmen, dachten, es wäre ein Stück Fleisch vor sie, schwärmten über dem Kind herum, und schrieen, bis es die Leute hörten. Die Raben selbst aber thaten es gar nicht in der Absicht, daß die Leute das Kind sehen und retten sollten, versteht ihr mich? —

August. Sehr wohl. Die Raben thaten das blos nach ihren natürlichen Trieben. —

Sophie. Ja, und doch wurde nach den Absichten Gottes dieser Umstand ein Mittel seiner Vorsehung, die Leute aufmerksam zu machen, daß sie herzu eilten, das Kind zu retten. —

Mutter. Vortrefflich. —

Eleonore. Aber ich sehe doch nicht recht, ob das Geschrey der Raben zur Rettung Fikchens etwas beygetragen hat. Sie saß ja schon ganz trocken, wie die Fischer kamen.

Amalie. O liebe Freundinn! wie lange würde sich mein armes kleines zitterndes Fikchen haben erhalten können, wenn nicht die Fischer so bald da gewesen wären, sie abzuholen.

Julchen. Aber warum thut das der liebe Gott nicht immer, so wären ja alle Kinder sicher?

Mad. H. Gott hat dabey seine besondern weisen Ursachen, wenn er hier oder da ein Kind wunderbar erhält und errettet, ein andermal aber zuläßt, daß eines verunglückt, sich zu Tode fällt, wenn sichs nicht in Acht nimmt, wie neulich der kleine Junge, der in den Brunnen fiel; und wenn wir gleich nicht allezeit begreifen kön-

nen,

nen, warum Gott dieß zuläßt, und jenes verhindert, so ist es doch gewiß gut.

Karlinch. In Acht nehmen? sagen Sie; ich dächte, das brauchten wir nicht, wenn uns der liebe Gott beschützt?

Luise. I, so brauchen sie auch keine Augen, Hände und Füße, und keinen Verstand.

Mad. H. Ja wohl, merket euch das. Wir sollen Gott nicht versuchen, oder uns vorwitzig und unvorsichtig in Gefahr begeben, weil Gott manchen Menschen wunderbar beschützt und errettet. Wäre das gute Fräulein Fikchen schön bey Marien geblieben, so hätte es sich, ihrem Herrn Papa, Frau Mama und Geschwisterchen einen großen Schrecken erspart, und wäre nicht ins Wasser gefallen. Wäre der kleine Junge nicht so vorwitzig gewesen, und hätte auf dem Balken des offenen Brunnens weglaufen wollen; so wäre er nicht des Todes gewesen. Ich habe selbst eine Menge trauriger Geschichten erlebt, da Kinder und Erwachsene bald auf diese, bald auf jene Art erbärmlich um ihr Leben gekommen sind, da Gott andere aus der nämlichen Gefahr auf das wunderbareste errettet hat.

Nannette. O erzählen Sie uns doch einige davon. —

Mut-

Mutter. Vielleicht ein andermal — aber Du kleiner Freund — (zu Sigmunden) wolltest ja vorhin etwas sprechen? —

Sigmund. Ich wollte nur sagen, daß ich eine sehr traurige Geschichte weiß, die beweiset, was für traurige Folgen es haben kann, wenn man im Schrecken gleich so aus aller Fassung kommt.

Alle. Nicht wahr Mutter! Sie erlauben, daß Sigmund uns seine Geschichte erzählen darf? —

Mutter. Von Herzen gern.

Sigmund. Ein Student in H. hatte die üble Gewohnheit angenommen, noch im Bette bey Licht zu lesen, hundertmal schon war er eingeschlafen, hatte das Licht hinunterbrennen lassen, daß er in Gefahr war, entweder vom Rauch und Gestank zu ersticken, oder das Bett anzubrennen. Aber immer war er noch nicht gewarnt genug. Einst war er wieder eingeschlafen, das Licht hatte die Fürhänge des Bettes ergriffen, und als er erwachte, war sein Bett schon in vollen Brand; er sprang heraus, und hätte das Haus wohl noch retten können, wenn er sogleich Lermen gemacht hätte. Allein außer sich vor Schrecken lief er fort, ohne zu wissen

wohin,

wohin, kam auf einen Heuboden, der im Hintertheil des Hauses, in gleicher Ebene mit seinem Zimmer war, stürzte da hinab, und zerbrach einen Arm, und beyde Beine, da lag er wie todt, unterdessen gerieth das Haus völlig in Brand, die übrigen Einwohner retteten nichts als ihr Leben, und das kleinste Kind des Hausherrn verbrannte sogar mit.

Mutter. Du hast wohl Ursache zu sagen: eine sehr traurige Geschichte. Ich danke dir vor die Erzählung derselben. Sie ist zugleich eine Warnung vor Unvorsichtigkeit, und eine Ermunterung sich ein gesetztes Wesen anzugewöhnen. —

Luise. Im zweyten Theile von Salzmanns Elementarbuche steht eine ähnliche Geschichte, da ein kleines Mädchen einen Wachsstock in ihres Papa's Studierstube hat stehen lassen, und als derselbe den Tisch und die Papiere anzündete, so kamen wohl die Leute im Hause dazu, schrieen aber nur immer: o das Unglück! und goßen nicht einmal Wasser darauf, bis das ganze Haus ohne Rettung abbrannte.

Mutter. Solche Exempel giebts viele tausend; aber auch eben so viele Personen, die sich in einem solchen Fall zu fassen wußten, in größter Eil einen Entschluß faßten, und sich oder

andere aus der größten Gefahr retteten. Vielleicht kann ich euch nächstens ein paar solche Historien erzählen; für heute aber ists zu spät dazu.

Fritz. Heute haben Sie uns auch gar nichts erzählt. —

Mutter. Desto mehr aber haben wir gelernet.

Fritz. Gelernt? Heute? da weiß ich nichts!

Sigmund. Du weists nichts? ich desto mehr.

Amalie, Sophie, Luise, Wilhelmine, Marie, Julchen, Lorchen, Nannette, Karl, Anton, Christian und August, Alle — Ich auch! Ich auch!

Mad. H. Nun so sagt uns ein jedes etwas, das ihr gelernet habt!

Amalie. Wir haben gelernt, daß Gottes Güte und Vorsehung die kleinsten Umstände zu unserm Besten zu lenken weiß.

Wilhelm. Ja, und daß wir unsern Verstand gebrauchen müssen, und uns vor Gefahr in Acht nehmen.

Marie. Ja, und nicht denken: Gott kann mich schon erretten, also will ich auf den Brunnen

nen klettern, oder nahe ans Wasser hingehen, oder sonst etwas gefährliches vornehmen, so wie auch der blinde Mann, der zu Karlinchen kam — als er noch ein Kind war, wie uns Vater letzthin erzählte. —

Mad. H. Erinnere mich einmal liebes Mariechen, das hätte ich beynahe vergessen. Von dergleichen gefährlichen Kinderspielen habe ich euch auch manches zu sagen. —

Nun Julchen! weißt du auch etwas, das wir heute gelernt haben?

Julchen. Daß es sehr gut ist, sich ein gesetztes Wesen anzugewöhnen. —

Nannette. Fräul. Marie hat schon gesagt, was ich wußte.

Sophie. Ich habe gelernt, daß es sehr traurig ist, und uns einen Unfall, der uns begegnet, doppelt schwer machen wird, wenn wir gleich so erschrecken, daß wir betäubt da stehen, anstatt um Hülfe zu rufen, oder zu sehen, wo wir selbst helfen könnten. —

Luise. Wir haben auch einsehen lernen, daß wir alle uns beständig dem Schutze Gottes empfehlen sollen, weil uns Gott so wunderbar retten kann.

Eleonore (zu der Fräul. Marie etwas ins Ohr spricht.) Außer dem, was Sie, meine lieben Freundinnen, wiederholt haben, das wir gelernt haben, weiß ich nichts mehr; aber Fräul. Marie sagte mir ins Ohr: Wir haben auch gelernt, daß es unhöflich sey, einander in die Rede zu fallen. —

Mad. H. Schön! schön! liebes Mariechen. Itzt hast du deinen Fehler wieder gut gemacht. Es ist auch in der That ein großer Fehler, den man sich den Augenblick angewöhnen kann. Nun meine jungen Freunde! habt ihr noch mehr gelernt, als uns die Frauenzimmer angezeigt haben? —

Karl. Wie viel Ursache wir haben, Gott zu danken, daß er den Trieb des Mitleidens in unsere Herzen gepflanzet hat. Denn: wären alle Menschen, die das kleine Fräulein schwimmen sahen, fühllos stehen geblieben, so wäre es nicht gerettet worden.

Anton. Und wie schön es ist, — wenn einer unserer Nebenmenschen leidet, oder hülflos ist — kein müßiger Zuschauer zu bleiben, sondern zu helfen, wo man nur kann. —

Mutter. Das ist auch unsere Pflicht, jeden Hülfsbedürftigen zu helfen, wo wir aber

nicht

nicht selbst helfen können, doch wenigstens um Hülfe zu rufen. — Hast du auch etwas gelernt, August?

August. Ja, daß wir keinen Menschen verachten dürfen, — weil uns oft der geringste Mensch mehr nützen kann, als der Vornehmste; denn wie übel wäre Fikchen, und mit ihr das ganze Haus des Herrn von H. heute daran gewesen, wenn es keine Fischer gegeben hätte. —

Christian. Wir haben auch gelernt, wie nöthig es ist, bey allem, was wir vornehmen, erst recht zu bedenken, was wir thun wollen. Fräul. Fikchen ist freylich noch ein kleines Kind, von dem das nicht zu erwarten war. Hätte sie aber, wie sie die Blümchen pflücken wollte, es erst recht bedenken können, so würde sie die große Gefahr bald eingesehen haben. —

Fritz. Itzt habe ich auch was gelernt! wie es so schön ist, wenn man bey allem, das man höret, recht aufmerksam ist, was man daraus lernen kann. —

Mutter. Ich möchte vor Freuden weinen. Wenn ihr so fortfahrt, meine Besten, auf alles, was euch gelehrt oder erzählt wird, aufmerksam zu seyn, und Lehren für euch daraus ziehet; so werdet ihr recht gute und verständige Menschen werden. —

Zweyter Brief.

Amaliens Antwort an Charlotten.

Kleine Schmeichlerinn! ich habe Dir schon längst vergeben, oder vielmehr, ich habe gar nicht auf Dich gezürnt. Aber itzt zürne ich, und das theils aus Eifersucht, denn so sehr Du Dich auch hinter Deine Schmeicheleyen verbirgst, so sehe ich doch ganz deutlich, daß Du Deine Emilie mehr liebest, als mich. — Und andern Theils, weil Du meine Neugierde so auf die Folter legest. — Eben, da ich mit offenem Mund sitze, und aufmerke, wer wohl Emilie ist, so schließest Du Deinen Brief, und darum bin ich böse, recht böse auf Dich. — Aber gleich will ich wieder gut seyn, wenn Du geschwind Deine Erzählung von Emilien fortsetzest. So bald Du diesen Wunsch erfüllest, bin ich wieder Deine gute Amalie.

Fünftes Gespräch

Inzwischen war vortreffliches Frühlingswetter eingefallen. Herr H. hatte von den Eltern seiner Lieblinge sich die Erlaubniß erbeten, sie alle mit sich über Land zu nehmen. Die gütigen Eltern erlaubten es mit Freuden, und mit noch größerm Vergnügen versammelte sich die fröhliche Schaar zu dieser Reise. Der Zug gieng in ein, gleich am Thor gelegenes Wäldchen, in welchem sie eine gute Stunde zu wandern hatten, bis sie zu dem Dorfe kamen, wohin sie der Vater führen wollte. — Weil er aber fürchtete, den kleinen unter ihnen möchte der Weg zu lang werden, und die Gesellschaft doch nicht trennen wollte — welches aber doch hätte geschehen müssen — wenn sie in Kutschen gefahren wären, so hatte der gute Vater etwas veranstaltet, das ihnen allen ganz unerwartet war.

Sie waren nämlich noch gar nicht lange in dem Wäldchen fortgegangen — hatten bald die angenehme Kühle, bald den lieblichen Gesang der Vögel, bald dieß, bald jenes bewundert, als sie an der Seite einen sehr großen Bauernwagen mit drey raschen Pferden bespannt,

 stehen

stehen sahen. — Wie wäre es, sagte die Mutter, wenn wir uns dieses Wagens bedienten, und einmal versuchten, wie sichs da fahren läßt, so hätten wir doch nicht zu befürchten, daß sich eines unter uns gar zu sehr ermüdete, und dürften uns nicht von einander trennen? —

Mit größtem Vergnügen nahmen alle den Vorschlag an, und ich kann den Jubel nicht beschreiben, mit dem sie die neumodische Staatskarosse, wie sie den Wagen nannten, bestiegen. Einige unter ihnen waren schon öfters in bequemen Reisewägen und auf prächtigen Phaedons gefahren, alle aber versicherten, so vergnügt noch nicht gereißt zu seyn. Unterwegs baten sie den Vater, ihnen eine Geschichte zu erzählen, und der Vater erzählte ihnen folgendes:

Es war einmal ein Vater, der hatte sieben Kinder; vier Söhne, August, Jakob, Lorenz und Heinrich; und drey Töchter, Dorchen, Lottchen und Albertine.

An einem schönen Sommerabend gieng der Vater mit seinen sieben Kindern spazieren. Es war eine angenehme Wiese, wo ein sanfter Bach herunter floß. Da setzte sich der Vater an den Bach, und sahe zu, wie die muntere Jugend,

wie

wie die kleinen Heuschrecken, im Grase herumhüpfte. Nun, sprach er bey sich selbst, will ich doch einmal Achtung geben, was sie vornehmen. Vielleicht hab ich hier Gelegenheit, ihre Neigungen und Gesinnungen zu erforschen.

August lief hinter den Schmetterlingen her, konnte sich sehr über ein Blümchen freuen, nahm hernach ein Buch, setzte sich an den Bach und las. Jakob schnitt sich Ruthen, hieb die Blumen ab, und peitschte Frösche todt. Lorenz legte sich ins Gras, starrte den Himmel an, und wollte schlafen. Heinrich schlich herum, bald zu diesen, bald zu jenen, und suchte den andern heimlichen Tort zu thun. Dorchen hatte ihr Strickzeug bey sich, war fleißig, wandelte mit langsamen Schritten am Bache herunter, und vergnügte sich besonders an dem Fleiße der emsigen Bienen, die von einem Blümchen zum andern flogen, und ihre Hosen recht dicke voll gefüllet hatten. Lottchen flatterte hier und da herum, und wußte selbst nicht, was es wollte. Albertine aß beständig Rosinen und Mandeln aus der Ficke, und bekümmerte sich um nichts.

Der Vater saß ganz stille, und beobachtete die Handlungen seiner Kinder. Als es Zeit war, giengen sie nach Hause, und legten sich zu

zu Bette. Der Vater aber lag noch eine geraume Zeit, und konnte nicht einschlafen. Er bat Gott, daß er doch seine Kinder segnen, und im Guten erhalten wolle. Da kam ihm auf einmal der Gedanke ein: Was wird doch aus allen den sieben Kindern in der Welt werden; wo werden sie hinkommen, und wie wirds ihnen gehen? Mit diesen Gedanken schlief er ein, und hatte folgenden Traum:

Es kam ihm vor, als wäre er noch auf der Wiese, wo er den Tag vorher mit den Kindern gewesen war. Da trat eine schöne Frauensperson zu ihm, die wie die Gesundheit aussah. Sie gab ihm die Hand, und er wunderte sich, daß selbige so hart war, wider die Gewohnheit der meisten Frauenzimmer.

Folge mir, sprach sie, und nun führte sie ihn durch verschiedene Gegenden in ein angenehmes Lustwäldchen, eben da die Sonne aufgieng. Sie aber verschwand.

Voll Verwunderung gieng er da eine Weile herum, und es war ihm alles unbekannt. Endlich begegnete ihm ein Prediger, mit vier gesunden und muntern Kindern. Er gieng ihm näher, und fragte, in was für einer Gegend er

hier

hier wäre? „Sie sind im Thüringischen, sagte der Mann, mit einer ungemeinen Freundlichkeit, nicht weit vom Schwarzwalde, und steckte das Buch ein, wo ich nicht irre: Sulzers Unterredungen über die Schönheiten der Natur, worinn er gelesen hatte.

Und was machen Sie denn schon so früh hier, fragte er den Prediger? Auch die Kinderchen da — können denn die schon so früh aufstehen? „Ich, sagte der Prediger, habe hier eine sehr mäßige Landpfarre, aber durch meinen Fleiß erhalte ich mich und meine Kinder sehr gut. Denn man braucht wenig, um vergnügt und zufrieden zu seyn. Sehen Sie meine Hände, wie hart sie sind! Kinder! zeigt einmal eure Hände." Die waren auch zur Arbeit gewöhnt. „Und der liebe Gott erhält uns gesund. Alle Morgen gehe ich mit Aufgang der Sonne mit meinen Kindern hieher. Da stärken wir uns erst zur Arbeit, und loben den lieben Gott, daß er in seinen Werken so viel Schönes und Gutes für uns bereitet hat. Die Kinder laufen denn hinter den bunten Schmetterlingen her, fangen sich welche, sammeln sie sich in Kästchen, wie ich es sonst in meiner Jugend machte; ich aber erkläre ihnen dabey, wie der

liebe

liebe Gott so gut und väterlich gegen alle seine Geschöpfe sey. Da leben wir denn zusammen recht vergnügt.“ Um Vergebung, fragte der Vater den Prediger, wie heißen sie denn? „Ich? August Gottlieb ***“ Wo sind Sie denn her, und wer war Ihr Vater? Er sagte es ihm auch. Da stand der Vater wie versteinert. Denn es war sein August, der auf der Wiese hinter den Schmetterlingen herlief. Er wollte ihn umarmen, allein er erwachte, und hatte das Kopfküssen im Arme.

Doch schlief er bald wieder ein. Da erschien ihm abermal das Frauenzimmer mit den harten Händen, und sagte: Ich bin der Fleiß. Darum habe ich so harte Hände. Deinem August wirds wohl gehen. Denn er ist fleißig. Und er wird das werden, wie du ihn gesehen hast.

Gleich nachher kam es ihm vor, als wäre er im Kriege auf einem Schlachtfelde. Da war ein Trommeln, Schießen, Kanonieren, Rufen und Schreyen, daß es erschrecklich war. Da lagen so viele Todte und Verwundete, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Er lief weg von dem Schlachtfelde, sah aber an einem Berge einen Verwundeten liegen, dem

eine

eine Kanonenkugel das rechte Bein weggenommen hatte, und der sich sehr übel befand.

Er hob ihn auf, und trug ihn ins nächste Dorf. Es war ein junger Mensch. „Ach! sagte er, hätt' ich meinen Eltern gut gethan, so wär' ich nicht in dieß Unglück gekommen. Ich war von Kindheit auf grausam gegen die Thiere. Dadurch wurde ichs auch gegen die Menschen. Mein ganzer Sinn stand nach Krieg und Morden. Ich kam unter die Soldaten, und nun ist mirs so ergangen."

Mein Gott, sagte der Vater, ich sollte ihn ja kennen? Die Stimme ist mir so bekannt. „Ich heiße so und so." — Da wars sein Jakob, der auf der Wiese die Frösche so zerhieb. Er that einen lauten Schrey, und erwachte.

Da er bald wieder einschlief, so träumte er weiter: Er wäre in einem prächtigen Hause. Da wurde an einer langen Tafel gespeißt, hernach gespielt, getanzt, musicirt; und es war da nichts dem Scheine nach als lauter Freude. Im Saale aber saß ein junger ungesunder kränklicher Mensch, in einem großen Lehnstuhle, mit Küssen bedeckt, der dem allen mit der traurigsten Mine zusah, und alle Augenblicke vor Schmerzen

zen aufschrie. Die Bedienten brachten ihm ganze beschriebene Bogen, die er zur Erde warf, und mit Füßen trat.

Er konnte sich das alles nicht erklären, bis ein alter verständiger Mann zu ihm kam, und ihn bey Seite zog. „Sie sind, sagte er, wie es scheint, hier fremd, und wundern sich, über die Wirthschaft. Der kranke Herr dort ist der faulste Mensch von der Welt, der auch gar nichts thut, als essen, trinken, schlafen. Er wurde bettelarm. Da that er von seinem Onkel aus eine reiche Erbschaft. Aber nun wurde er ein dummer Verschwender, soff und fraß sich krank, wie Sie sehen. Dennoch muß das Wohlleben fortgehen. Andere zehren ihn aus, und er hat schon so viele Schulden, daß alle Augenblicke Bogenlange Rechnungen kommen, die er vor Unmuth mit Füßen tritt.“ —

Was ist er denn für Herkommens? fragte der Vater. — Der Mann nannte seinen Namen, und setzte hinzu: Sein Vater soll ein braver Mann gewesen seyn. Gott! wie erschrack der Vater, da er erfuhr, daß es sein Lorenz war, der auf der Wiese im Grase lag, und sich vor Faulheit nicht lassen konnte. Er wollte hin zu

ihm

ihm nach dem Stuhle, stolperte aber über eine Schwelle, und erwachte.

Er schlief noch einmal ein, und nun träumte ihm, daß er in einer großen Stadt die öffentlichen Häuser besähe. Er kam auch ins Zuchthaus. Da sahe er allerley Elende und Bösewichter. Unter andern einen jungen Menschen, der bey der Arbeit fast immer Schläge bekam. Warum schlägt er denn den Menschen noch? fragte er den Zuchtmeister. Er thut ja seine Arbeit. „O! sagte dieser, das ist mir der rechte. Das ist ein Erzbösewicht, der es nicht lassen kann, unter der Arbeit und den härtesten Strafen andern Tort zu thun. Sehen Sie nur, da hat er dem einen Knechte die Strümpfe und Stiefeln zerschnitten. Da hat er Schwefel angelegt, und das Haus wollen in Brand stecken. Da hat er das Raspeleisen eingefeilt, daß es brechen muß. So hat ers von Kindheit auf getrieben. Seinen Eltern ist er davon gelaufen, und endlich, da er allen Menschen Tort gethan, und viel Unglück gestiftet, ist er ins Zuchthaus gekommen, wo man ihn noch nicht bändigen kann."

Wie heißest du denn? fragte er den jungen Menschen; wobey es ihm kalt über die Haut

lief,

lief, als ob ihm was ahndete. Er sagte seinen Namen, und der Vater fiel in Ohnmacht; denn es war sein Heinrich, der auf der Wiese herumschlich, und allen Kindern Tort that. Als er erwachte, lag er zu den Füßen im Bette. —

Vor Unruhe schlief er wieder ein, und nun war er auf einem schönen Landgute, wo alles in der besten und herrlichsten Ordnung war. Er gieng in den großen Garten, und es wollte Abend werden. Da begegneten ihm in einer Allee der Herr und die Frau des Hauses — Arm in Arm geschlungen — und muntere Kinder hüpften um sie her. Die Frau war überaus reinlich gekleidet, hatte ihre Schlüssel und Strickzeug an sich, und die Kinder trugen ein Körbchen mit Büchern. Aus einem derselben, es war Sanders Großes und Schönes in der Natur, hatte der Mann eben etwas vorgelesen.

Sie redeten ihn freundlich an, und die Frau sagte: Sie wollen sich gewiß in unserm Garten besehen? Leben Sie aber auch so glücklich, als ich? Ich habe den besten Mann von der Welt. Meine Neigung war von jeher nach dem Landleben. Ich bemühte mich also mit Fleiß alles zu lernen, was zur häuslichen Wirthschaft gehört, und gewann Ordnung, Fleiß und Rein-

lich-

lichkeitsliebe. Darneben kann ich mich nicht genug über die schöne Natur freuen. Gott hat meinen Wunsch erfüllet, und mich hieher geführt, da ich auf das glücklichste geheyrathet habe, denn mein Mann liebt die schöne Natur eben so sehr, und ist ein Freund Gottes. — Von meinen Eltern hatte ich nichts, und dennoch schenkte mir dieser Geliebte sein Herz. Ja, antwortete ihr Gemahl, weil ich Gelegenheit hatte, ihr vortreffliches Herz — ihre Tugend und ihren Fleiß kennen zu lernen.

Der Vater konnte sich nicht enthalten, zu fragen: wer denn ihre Eltern gewesen wären? Auf ihre Antwort fiel er ihr um den Hals. Denn es war sein Dorchen, das er immer vor allen andern so lieb hatte. Indem schlug seine Uhr am Bette, und er erwachte zu seinem größten Verdruß.

Er wünschte wieder einzuschlafen, und es geschah. Da war er im Traum auf der Landstraße. Es begegnete ihm ein nachläßig gekleidetes wildes Mädchen. Woher, und wohin? rief er sie an. „Da vom Amte, war die Antwort. Da kann ich nicht bleiben. Die Amtmännin ist ein närrisches Weib. Das prätendirt

den ganzen Tag nichts, als Ordnung und Arbeit. Wer kann das ausstehen?" Und darauf lief es fort.

Er gieng weiter. Da kam der Schulmeister aus dem Orte hinter ihm her. Er erkundigte sich bey ihm nach dem Mädchen, das ihn eben verlassen hatte. „Ja, sagte der, das ist mir die rechte. So ein flatterhaftes tolles Mädchen hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Es ist auch gar nichts mit ihm anzufangen. Auf dem Amte gieng es ihm recht gut. Es war Kammermädchen, Ausgeberinn und alles im Hause. Aber es konnte nicht bleiben. Denn das sind ordentliche Leute, merken Sie wohl. Alles vergaß es. Alles machte es verkehrt. Da haben sie es laufen lassen. Es kann bey keiner Herrschaft bleiben, und es hat wohl schon zehen Herren gehabt."

Wo ist es denn her? fragte er weiter, und hörte, daß es sein flatterhaftes leichtsinniges Lottchen war, das sich zu nichts hatte bequemen wollen, und bey dem er immer so viele Faulheit und Unordnung bemerkte. Er wollte hinterher laufen; der Schulmeister aber hielt ihn beym Rocke, und fragte, was ihm fehlte. Da erwachte er. —

Zuletzt träumte ihm: er wäre in Pommern bey einem guten Freunde, den er in vielen Jahren nicht gesehen hatte. Als sie nun recht vergnügt zusammen saßen, kam der Bediente und sagte: es wäre eine Frauensperson draußen, die bettelte, und wollte sich nicht abweisen lassen. Sie giengen heraus, und fragten: was sie wolle?

Ach! sagte sie, das ist mir bey der Wiege nicht gesungen, daß es mir noch so gehen sollte. Aber ich bin leider selbst Schuld daran. Ich hatte brave Eltern, und heyrathete auch einen guten Mann. Aber meine Unordnung und mein naschiches Wesen, das ich mir von Kindheit an angewöhnet hatte, brachten mich bald in Armuth. Mein Mann grämte sich bald todt, und nun muß ich betteln gehen. Erbarmen Sie sich doch über mich. Ich bin genug gestraft."

Wer waren denn eure Eltern, fragte er? Als sie ihren Namen sagte, fuhr er so zusammen, daß er aus dem Bette fiel, und er erwachte; denn es war seine naschiche Albertine.

Der Vater stand nach diesen Träumen auf, und war so unruhig, daß er sich nicht zu lassen wußte.

Ach Gott! sprach er: so sollte es meinen Kindern gehen? — Das verhüte doch Gott!

 Ich

Ich will meine Kinder warnen, und ihnen bey Zeiten die Fehler abgewöhnen, die sie zu dem Unglück bringen könnten, das mir von ihnen geträumt hat. —

Kaum war es Tag geworden, so ließ er die Kinder zusammenkommen, und erzählte ihnen seinen Traum, den er von jedem gehabt hatte. Die Kinder weinten, fielen ihm um den Hals, und versprachen sich in allem zu bessern. Sie richteten sich auch alle nach Augusts und Dorchens Exempel, und entgiengen dem Unglück, das dem Vater geträumt hatte. Denn es war noch nicht wirklich da, sondern nur ein Traum.

Christian. Vater! trift es denn allezeit ein, wenn einem Vater etwas von seinen Kindern träumt?

Vater. Gar nicht, ein Traum ist ein Traum, und wenn einer eintrift, so ist das nur von ohngefähr so gekommen, und tausend andere treffen nicht ein.

Anton. Ja, mein gnädiger Herr Papa haben erst letzthin eine Geschichte erzählt, die völlig das Gegentheil von dieser ist.

Vater. Erzähle sie uns doch auch wieder.

Anton. Mein gnädiger Herr Papa haben viele Güter, auf einem — Die andern fangen alle an zu lachen. —

Anton. Nu — Vater, ich mag nicht erzählen, sie lachen mich aus!

Vater. Das müßt ihr nicht thun. Das ist nicht hübsch. Man muß einander lieber seine Fehler aufrichtig sagen. —

Anton. Habe ich denn erst einen Fehler gemacht?

Amalie. Erlauben Sie, lieber Vater, ich will es ihm sagen. —

(Zu Ant.) Du hast zu erzählen angefangen: Mein gnädiger Herr Papa haben viele Güter. Das kam nun so heraus, als wolltest du sprechen: Ich bin der Sohn eines sehr vornehmen und reichen Herrn; also habt alle hübsch Ehrfurcht vor mir.

Vater. Du machest's auch gar zu arg, Malchen.

Malchen. Ich meyne es recht gut mit ihm, daß er es sich abgewöhnen soll; denn Papa hat es ihm selbst schon oft gesagt. Aber er war eine Zeitlang in N. bey der Großmama, und da hat ers gelernt.

Vater. Da wundert es mich gar nicht; denn in N. habe ich von ganz gemeinen Personen sprechen hören: — mein Herr Vater haben — oder, meine Frau Mama sprechen — und dergleichen. Ich war einmal in Gesellschaft bey einem Kaufmann, der erzählte: — Mein sel. Herr Papa haben mich sehr lieb gehabt. — Ja, sagte ein Graf, der auch da war; — Mein Vater hat mich auch sehr geliebt.

Anton. Soll ich denn immer sprechen: Mein Vater? —

Vater. Nein, mein Kind, sprich: mein gnädiger Papa — oder mein Papa — aber beständig: mein gnädiger Herr Papa, das kommt stolz heraus; so wie auch, wenn man von den Gütern und Reichthümern, die man selbst, oder seine Eltern besitzen, spricht, und du weißt ja, wie lächerlich und verächtlich der Stolz auf so zufällige Dinge macht, als Stand, Schönheit und Reichthum sind. Nun erzähle uns aber deine Geschichte.

Anton. Auf einem Gut von meinem Papa war vor Zeiten ein Pachter, der einen einzigen Jungen hatte, den er recht affenmäßig liebte. Einmal träumte ihm, er sey in der Kirche, und Töffel, so hieß der Junge — predigte. Der

Vater glaubte, dieser Traum müßte gewiß eintreffen, und sein Sohn ein Geistlicher werden. Also mußte Töffel — der dümmste Bube im ganzen Lande — studiren. Er wurde zum allgemeinen Gespötte, und da der Vater sein ganzes Vermögen darauf gewendet hatte, Töffeln studiren zu lassen, so wurden zuletzt Vater und Sohn noch Bettler.

Vater. Du hättest Christians Frage nicht besser beantworten können; und diese Geschichte beweißt recht überzeugend, wie thöricht es ist, etwas auf Träume zu bauen. — Denen Kindern, von denen ich vorhin erzählte, würde es zwar so ergangen seyn, wie ihrem Vater geträumt hatte, aber nicht um des Traums willen, sondern weil ihre Aufführung schon in früher Jugend so war, daß es nicht anders kommen konnte, und eben, da der Vater das Betragen seiner Kinder gesehen hatte, so entstund bey ihm dieser Traum. Ueberhaupt aber liebe Kinder, ist diese Erzählung nur eine Erdichtung, die euch lehren soll, wie es Kindern, die sich gut und fleißig gewöhnen, und im Gegentheil Kindern, die sich leichtsinnig, naschich, unbarmherzig, faul und boshaft gewöhnen, in Zukunft ergehen wird. —

Wilhelm. Ich dachte es wohl, daß es nicht wirklich einem Vater so geträumet hat.

Vater. Was habt ihr euch bey dieser Erzählung gemerkt?

Karlinch. Ich will nur gestehen, ich liebe die Näschereyen sehr. Ich will mirs aber mit allem Ernst abgewöhnen, um nicht ein Schicksal, wie Albertine zu haben. —

Gottfried. Und ich will keinen Menschen mehr necken, um nicht so unglücklich zu werden, wie Heinrich.

Marie. Und ich will fleißig werden, wie Dorchen.

August. Ich heiße August, und will mich bemühen dem August in Ihrer Geschichte ähnlich zu werden.

Vater. Thut das, meine Lieben! und Gott wird euch zu eurem Fleiß im Guten Segen geben.

Unter diesen Gesprächen waren sie auf dem Dorfe angekommen. Hier speißten sie unter blühenden Bäumen, Butter und süße Milch, und erinnerten sich dabey an das, was ihnen der liebe Vater von Karlinchen erzählt hatte. Marie hatte den artigen Einfall, Karlinchen zu

spie=

spielen. Sie war Karline, Eleonore mußte die Mutter, und August mußte der Vater seyn. Sigmund war der blinde Mann von Fritzchen geführt, und Wilhelmine die Gärtnerinn. Die Größern giengen spazieren, und hörten der Nachtigall zu. Als sie endlich müde geworden, so versammelten sie sich alle wieder um die guten Eltern, die sich an den Fuß eines Berges gesetzt hatten, wo, zu ihrer Rechten, eine Heerde Kühe, und zu ihrer Linken junge Lämmer weideten, welche eben so muthig im Grase herum hüpften, als vor wenig Augenblicken die kleinen Menschen selbst. —

Zu ihren Füßen floß ein murmelnder Bach durch eine der schönsten beblümten Wiesen. Hier lagerte sich itzt die ganze Gesellschaft, und einige Augenblicke saßen alle in tiefer Bewunderung aller dieser Schönheiten, stille da. — Bald aber fiengen sie auch an dieselben laut zu bewundern. Eines lobte die herrliche Aussicht, ein anders den balsamischen Geruch, der sich um sie verbreitete. Mariechen lobte sich die Lämmer, und wünschte, eines mitnehmen zu dürfen.

Lorchen zog doch die Kühe noch vor, weil sie Milch und Butter von ihnen bekommen hatten. — Wilhelminchen und Julchen machten

Kränze von Blumen, und Fritzchen und August wagten es, den steilen Berg hinan zu klettern; bald aber purzelte der dicke Fritze zum allgemeinen Gelächter wieder hinab ins weiche Gras. Alle waren sie darinn vereiniget zu behaupten, daß der Frühling die schönste und ihnen liebste Zeit im Jahre sey. Der Vater gab ihnen Recht, versicherte aber, daß doch jede Jahrszeit ihre Vorzüge habe, und Anton bat sich die Erlaubniß aus, eine kleine Geschichte erzählen zu dürfen. Es wurde ihm gerne erlaubt, und er fieng also an:

Ein kleines Pürschgen war einst im Frühjahr eben so vergnügt, wie wir itzt. Voller Entzücken rief er aus: **O! wenns doch immer Frühling wäre!** — Der Vater befahl ihm, diesen Wunsch in seine Schreibtafel zu schreiben. Er that es; als aber der Sommer kam, ward der kleine wieder so vergnügt, daß er wünschte: **Ach! wenns doch immer Sommer wäre!**

Schreib dieß auch in deine Tafel, sagte der Vater, — und der Sohn gehorchte. — Im Herbste, als ihm Birnen, Aepfel und Weintrauben erquickten, rief er aus: **Ach! wenns doch immer Herbst wäre!** — Auch dieß mußte er in seine Tafel einzeichnen; und als er endlich

im

im Winter bey einer Schlittenfahrt überaus vergnügt war, so wünschte er: Ach! wenns doch immer Winter wäre! — Schreib dieß auch in deine Tafel, sagte der Vater; und itzt siehe, was steht hier? Ach wenns doch immer Frühling wäre! — Und hier? — Ach wenns doch immer Sommer wäre! — Und hier? — Ach wenns doch immer Herbst wäre? — Und endlich zuletzt? Wenns doch nur immer Winter wäre! —

Daraus kannst du lernen, daß alle Jahrszeiten gut, und uns unentbehrlich sind — sagte der Vater — und der Sohn lernte auch mit dem Wechsel des Jahrs zufrieden zu seyn.

Alle dankten ihrem kleinen Freund vor das angenehme Geschichtchen; und Marie sagte: Ja freylich, ich lasse mir den Herbst, wo es so gutes Obst giebt, nicht nehmen, und den Winter auch nicht, da man Schlitten fahren kann, — und in dem das Weihnachtsfest ist! — O das Weihnachtsfest! das Weihnachtsfest! riefen die Kleinen mit Einer Stimme. — Aber den heissen Sommer, sagte Wilhelminchen, den lieb ich doch am wenigsten. Und der — antwortete der Vater — ist uns eben auch unentbehrlich. Denn woher würden wir Brod, Obst und alle unsere

Be=

Bedürfnisse nehmen, wenn die Sonne nicht in den heißen Sommertagen die Früchte kochte und zeitigte. —

Ueberhaupt, eine Jahrszeit ist immer die Vorbereitung auf die andere. Wenn im Frühjahr nichts gesä't und gepflanzt wird, so kann im Sommer nichts zeitigen. Wenn im Sommer nichts zeitiget, so kann man im Herbste nichts erndten, und hat im Winter nichts zu speisen. Und so, geliebte Kinder! ist es auch mit unserm Leben. Itzt habt ihr alle euren Frühling, itzt müsset ihr viel Gutes in eure Herzen säen. Das heißt? —

Wilhelm. Wir müssen itzt viel lernen.

Vater. Ja, doch das würde es allein noch nicht thun, ihr müsset auch lernen, das Gute in Ausübung zu bringen. Je mehr ihr itzt Gutes erkennen und ausüben lernt, je mehr könnt ihr im Sommer eurer Jahre, — das heißt, wenn ihr älter, wenn ihr Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen werdet, Gutes thun, und desto mehr Früchte werdet ihr im Herbst und Winter eurer Jahre, im Alter zu genießen haben. —

Auch ich genieße itzt süße Früchte davon, daß ich in meiner Kindheit und Jugend mir man=

mancherley Kenntniße gesammelt habe, womit ich euch itzt unterhalten kann. Und wie süß wird es mir erst einst werden, wenn ihr alle recht vortreffliche Menschen werdet, und ich den Trost schmecke, daß ich auch nur einen ganz kleinen Theil dazu beygetragen habe, daß ihr so gut geworden seyd. Die besten Früchte werden wir alle aber erst dort im bessern Leben genießen. —

Alle umarmten gerührt den guten Vater, und gelobten ihm, daß er gewiß die Freude, sie gut zu sehen, in recht großem Maaße genießen sollte.

Der Sängerinn, Sophie, fiel itzt die Arie: Das Leben gleicht den Jahreszeiten ꝛc. bey; — und sie erbat sich Erlaubniß, sie zu singen.

Arie.

(1)

Das Leben gleicht den Jahreszeiten;
Der Frühling ist die Zeit der Saat:
Der schmeckt der Erndte Süßigkeiten,
Der ihn dazu genützet hat.

(2)

Der Sommer reift die vollen Aehren
Dann theilt der Herbst sie reichlich aus:
Der Winter kommt, sie zu verzehren,
Und findet ein gefülltes Haus,

(3)

So fließe mir dann nicht vergebens,
Der Frühling meiner Jahre hin:
Der Tugend Saat, im Lenz des Lebens
Zu streun ins Herz, sey mein Bemühn.

(4)

Daß man in meinem Sommer sage:
Sieh! Seine Erndte! sie ist groß.
Und in dem Herbste meiner Tage:
Von ihm fällt Frucht in unsern Schooß.

(5)

Dann darf ich nicht das Alter scheuen,
Die Erndt ist edler Thaten reich.
Ich kann mich meines Winters freuen,
Denn nichts ist meinen Schätzen gleich.

Sie stimmten alle dasselbe mit Freuden an, und fuhren vergnügt auf ihrem Wagen wieder nach Hause.

Um aber der Gesellschaft auf dem Rückweg einen kleinen Zeitvertreib zu machen — gab ihnen der Vater folgende Räthsel aufzulösen:

Gemäßigt.

1.

Ich reise nah und in die Fern,
An mir erkennt man meinen Herrn.
Beym Schäfer bin ich nie;
Der kann ein Beyspiel geben,
Daß man auch ohne mich
Vergnügt und froh kann leben.
Ich bin in jedem großen Haus,
Und seh in jedem anders aus.
Mit Ehren wird man selten mich verliehren,
Denn ich muß meinen Herrn
Auch oft im Grab noch zieren.
Ich pflege alt und jung zu seyn,
Bey Großen bin ich groß,
Bey Kleinen bin ich klein.
Ich bin im Krieg, wenn man mit den Kanonen blitzet.
Oft werde ich gedrückt, und dann werd ich erhitzet,
Doch meine Hitz vergehet bald;
Denn ich bin von Natur ganz kalt.
Man giebt mir öfters Spieß und Waffen,
Doch niemals mache ich mir was damit zu schaffen.
Man findet mich in jeder Stadt, in jedem Reich.
Oft seh ich einem Vieh, oft Dir, mein Leser, gleich.

2.

Ganz nackend halt ich Stich,
Und bin dabey verhasset.
Die Tugend liebet mich,
Und den, der mich umfasset.

3.

Ich stehe, wann ich gehe,
Und gehe, wenn ich stehe,
Bin todt und doch geschäftig,
Gewisse Zeit nur kräftig.

Nun gieng es an ein Nachsinnen bey diesen Kleinen. Das eine rieth auf dieß, das andere auf das, und so kamen sie unvermerkt zu Hause an. Die Gesellschaft gieng aus einander, und beym Abschied steckte Suschen der Mutter etwas zu. — Hier sprach sie, habe ich einen kleinen Aufsatz gemacht, seyn Sie doch so gütig, und prüfen Sie, ob ich öfters einen dergleichen Versuch machen darf?

Dritter Brief.

Charlotte an Amalien.

Ich wollte nur Deine Befehle erwarten, liebes Malchen, und nun eile ich sogleich zur weitern Erzählung, um Dich bald wieder gut zu wissen, ohne nur des ungerechten Vorwurfs zu erwähnen, als hätte ich Emilien lieber als Dich.

So bald Emilie hinausgegangen war, so sagte mein Herr Onkel zu meinen Eltern: Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, warum ich Ihnen von diesem Mädchen niemals etwas geschrieben habe, und die will ich Ihnen auch geben, so bald wir nur alleine sind. Siehst Du nun, liebe Freundinn, da mußten wir alle unserer Neugierde eben so Gewalt anthun, als Du.

Als wir den Kaffee getrunken hatten, giengen wir alle in den Garten. Ich machte mich an Emilien, ob ich von ihr nichts erfahren würde? Aber sie wußte mir nichts zu sagen, als daß mein Herr Onkel und Frau Tante ihre Eltern seyen. Desto mehr Gelegenheit hatte ich aber, die schönsten Eigenschaften an ihr zu entdecken; ein recht gutes Herz, und einen Verstand, der mich beschämt gemacht hat.

Ich erzählte ihr von unserer Reise, der schönen Gegend und dem Gespräch unserer Eltern mit uns, und als ich damit zu Ende war, fiel sie mir um den Hals. — O! wie freue ich mich, daß Sie zu uns gekommen sind! sagte sie — Sie sind ganz nach meinem Herzen, das sehe ich schon, und wir wollen die Zeit, die wir bey einander sind, gewiß recht gut und angenehm zubringen. Hierauf zeigte sie mir ihr Gärtchen, — denn mein Herr Onkel hat jedem seiner Kinder ein Fleckchen im Garten zu einem eigenen kleinen Garten eingeräumt, und sogar ich und mein Bruder haben itzt auch unsere kleinen Gärtchen, in denen wir säen und pflanzen dürfen, was wir wollen.

Aber wie artig Emiliens kleiner Garten eingerichtet ist, mit welchem Fleiß sie ihrer Blumen und Bäumchen wartet, wie sie immer bedacht ist, ihre kleinen Geschwisterchen zu erfreuen, und sogar ihnen gutes zu lehren, — das alles kann ich Dir nicht beschreiben. Aber mein Brief wird wieder sehr lang, ich will also Dir nur noch sagen, daß so sehr ich auch Emilien liebe, so liebe ich Dich doch noch mehr, und das darfst Du gewiß glauben

Deiner

Lotte.

Vierter Brief.

Amalie an Charlotte.

Liebe, liebe Lotte! ich will Dir gern vergeben, wenn Du auch Deine Emilie weit mehr liebest als mich. Denn das sehe ich wohl, aus Deiner Erzählung, daß sie weit besser ist, als ich, und ich liebe sie selbst recht sehr. Aber ich will mich nach ihr bilden; erzähle mir nur oft und viel von ihr. Deine Briefe können niemals zu lang werden. Aber Du mußt nicht nur sagen, das thut Emilie, und jenes thut sie, sondern erzähle mir fein auch, wie sie es thut. Du verstehst mich doch? Zum Beweiß: Mit was sie ihre kleinen Geschwisterchen erfreuet, und wie sie ihnen Gutes lehrt, da sie doch erst selbst zehen bis zwölf Jahre alt ist? Und das möchte ich doch auch wissen, ob sie denn wirklich eine Tochter Deines Herrn Onkels ist? Doch liegt mir das itzt weit weniger am Herzen. Laß mich nur nicht zu lang auf einen Brief warten, und gieb Emilien einen Kuß von Deiner

Amalie.

Fünfter Brief.

Charlotte an Amalien.

Daß Dir meine Briefe und die Erzählung von Emilien so angenehm sind, freuet mich recht sehr. Noch mehr aber, daß Du selbst Emilien liebest. — Denn eben so, wie Du von ihr denkest, denkt sie auch von Dir, — auch sie kann mich nicht satt von Dir erzählen hören, und will sich nach Dir bilden, und auch sie liebt Dich so innig, als wenn sie schon Jahre lang mit Dir umgegangen wäre. — Sie läßt sich Dir auf das beste empfehlen. Du willst wissen, wie sie es anfängt, ihren kleinen Geschwisterchen Freude zu machen? Nun sie hat etwa in ihrem Gärtchen eine Blume, die ihre Geschwisterchen noch nicht haben, — und sie ist schon darauf bedacht, sich dergleichen zu ziehen, so schleicht sie sich wohl bey der Nacht hin, und pflanzt diese Blume in die Gärtchen derselben; am Morgen darauf versteckt sie sich im Garten, um ungesehen den Jubel mit anzuhören, den die Kleinen erheben, wenn sie diese Zierde ihres Gartens finden, und nicht begreifen können, wie dieselbe in dieser Nacht gewachsen ist. Sie hat auch eine artige Samm-

lung von Sommervögeln, Käfern, Mücken und dergleichen. Die Kleinen machen es ihr nach, und sammeln sich diese Insekten auch; da ist sie denn jeden Tag bedacht, ihnen eine ungefähre Freude, mit einem schönen Buttervogel oder Käfer zu machen, den sie noch nicht haben. Und eben bey solchen Gelegenheiten sucht sie den Kleinen auch manches Gute zu sagen. So fand sie gleich den ersten Abend, da wir hier waren, eine garstige braune zottigte Raupe. Die Kleinen wollten alle davon laufen, und vor dem garstigen Thiere eckeln; sie aber sagte: Seht Kinder! hier setze ich diesen Wurm in dieß Gläschen. — Heinrich, der älteste Bruder, fragte: Und was willst du denn hernach mit machen? — Emilie. — Dann gebe ich ihm alle Tage frische Blätter zu fressen, allein er wird nicht mehr lange fressen, dann macht er sich selber ein Grab; aber aus diesem Grabewird endlich und endlich etwas heraus kommen, das ihr alle gern werdet haben mögen. — O ich mag es nicht! ich danke vor dein Geschenk! rief die kleine Hanne, legte die Händchen auf den Rücken, und lief fort. — Die Brüder aber blieben da, und sahen nun das Thier recht genau an. — Sich selbst soll es einGrab machen? fragten sie, — und aus dem Grab soll etwas heraus kommen? Emilie. Ja! etwas

 sehr

sehr schönes. — O! ich rathe es, sagte Ferdinand, der kleinere, gewiß eine schöne grüne Raupe, wie wir letzthin eine auf dem Lindenbaume sahen? —

Emilie. Nein, keine Raupe kömmt da nicht heraus; aber ihr werdet es schon sehen. Gebt nur fleißig acht, bis er sich sein Grab macht. —

Nun schlich sich immer eines um das andere zum Gläschen, und sah nach der Raupe. Am dritten Tage kam Ferdinand eiligst. Komm doch geschwind! Emilie! — rief er. Bey deinem Wurm muß eine Spinne in dem Glase seyn, ich sehe eine Spinnewebe. Nein! sagte Emilie, das ist keine Spinnewebe, kommt itzt nur alle mit; — sie hatte mir schon gesagt, daß sie gesehen habe, daß die Raupe sich einzuspinnen anfange; sie wollte aber nichts sagen, um den Kleinen die Freude der Entdeckung zu lassen. — Wir eilten nun alle mit ihr. Seht! sagte Emilie; dieses Gespinnste macht die Raupe selbst, und daraus wird sie eben ihr Grab machen. Wir sahen der Raupe zu, bis wir zu Tische gerufen wurden. Die Kleinen nahmen sich nicht recht Zeit zu essen, und kaum hatten sie Erlaubniß erhalten, aufzustehen, so flogen alle der Raupe zu, die war nun mit ihrer Arbeit

beit fertig. Ist das denn das Grab? riefen alle. — Wo ist denn der garstige Wurm? fragte Hannchen. —

Emilie. Hier in diesem schönen kleinen Ey ist er, und das ist eben das Grab, das er sich gemacht hat.

Hannchen. Ach! das ist ja, wie von Seide, so weiß; und seht nur mit feinen, feinen Fäden ist es umwickelt. Aber ist er denn nicht todt? —

Emilie. Ja, er liegt wie todt darinn, aber gieb nur wohl acht, was in drey oder vier Wochen da herauskommen wird.

Hannchen. Drey oder vier Wochen? — Ach das ist zu lang. O liebes Milchen laß es eher kommen! —

Sie mußten sich aber gedulden, bis es die rechte Zeit war. Doch wurde das Glas täglich besucht. — Vor acht Tagen endlich entstund in aller Frühe ein Geschrey durchs ganze Haus. Wo ist Emilie? wo ist Emilie? — Und so bald Emilie gefunden wurde, so trugen sie die Kleinen fast zum Schränkchen, wo das Glas mit der eingesponnenen Raupe stand. Mein Karl und ich folgten auch. Da war denn der herrlichste Buttervogel von der Welt ausgeschlüpft.

Emilie. Seht ihr! sagte ich es nicht, daß da was schönes heraus kommen würde? — Dankst du itzt noch, und magsts nicht haben, Hannchen?

Hannchen. Du wirst mir wohl itzt den schönen Vogel nicht geben? Aber ist er denn auch wirklich da heraus gekommen? —

Emilie. Ja, siehst du, Hannchen, da ist itzt eine Oeffnung in dem Ey, und da ist der Vogel herausgeschlüpft, itzt wollen wir aber das Ey doch auch zerschneiden. —

Sie that es, und da wurde dann wieder ein Gefrage: Was ist denn das? und was ist denn das? —

Emilie Diese braune Schaale hier nennt man die Puppe; seht (sie legte die zerbrochene Puppe zusammen) da lag der Vogel darinnen.

Heinrich. Ach man sieht es, hier sind die Flügel gelegen.

Ferdinand Aber was ist hier das kleine garstige Ding? —

Emilie. Das ist der alte Balg der Raupe, den mußte sie zuvor abstreifen, ehe sie ein so schöner Vogel oder Papillon werden konnte. — Nun betrachteten wir alle mit Verwunderung den schönen Papillon. — O! sagte endlich Emi-

lie, was ist das für ein weiser Schöpfer, der dieß Thierchen so herrlich geschmückt, und die Raupe gelehrt hat, sich zu ihrer Verwandlung so einzuspinnen! — wie gütig ist er gegen alle seine Geschöpfe! O laßt uns ihn lieben und ehren! Aber seht nur, sagte sie auch, in welcher Ordnung die Punkte hier auf den Flügeln des Sommervogels stehen! — Seht, Gott macht seine kleinsten Werke ordentlich und schön, und so sollen wir auch alle unsere Werke machen, alles ordentlich, und so schön, wie möglich; es gefällt dem lieben Gott gar nicht, wenn wir unsere auch noch so geringe Sachen schlecht machen. Nun, sagte Ferdinand, Milchen! du sollst sehen, ich will schön schreiben, und in meinem Gärtchen alles recht ordentlich machen.

Hannchen. Und ich will schön stricken und nähen, und mein Schränkchen immer schön zusammen räumen, wie Du! —

Siehst Du nun, Liebe, so weiß Emilie ihre Geschwisterchen zu erfreuen, und zu unterrichten. Ich könnte Dir wohl noch mehr davon erzählen, aber aus meinem Brief würde endlich ein Buch werden. Also lebe wohl und liebe ferner

Deine

Lotte.

Sechstes Gespräch.

Als sie das nächstemal zusammen kamen, sagte die Mutter zu ihrer lieben Gesellschaft: — Ich habe hier einen sehr artigen Aufsatz *), den ein junges Frauenzimmer gemacht hat, gewiß wird es euch allen angenehm seyn, denselben anzuhören. Magst du uns denselben nicht vorlesen, Suschen? Hier ist er. —

Susette wurde roth bis an die Stirne, und verrieth dadurch beynahe, daß sie die Verfasserinn war. Doch sammelte sie sich bald wieder, und fieng an zu lesen.

Die

*) Siehe Seite 80.

Die
Blumenkette.

Ein Gespräch
einiger Kinder am Geburtstage ihrer Mama.

Die Personen, so vorkommen.

Herr von S.
Frau von S.

Karl, Fritze, Ernestine, Lottchen, Wilhelmine und Luise,	ihre Kinder.

Mad. H. die Hofmeisterinn.

Fräulein Luise.

Guten Morgen! liebste, beste Mamsell! wie freue ich mich, daß Sie schon kommen.

Mad. H. Guten Morgen, liebe Kleine! Warum haben Sie denn eine so große Freude, daß ich bey Ihnen bin?

Frl. Luise. Ach Sie wissen ja, daß ich Sie recht lieb habe, und daß ich mich immer freue, wenn Sie kommen, und heute ist der Mama ihr Geburtstag, da möchte ich —

Mad. H. Nun geht mir ein Licht auf! gutes Kind! Sie wollen vielleicht, daß ich Ihnen einen Glückswunsch machen soll?

Frl. Luise. Ja, ja, Liebste, Beste! ein paar Verschen machen Sie mir, die will ich noch lernen, und der guten Mama sagen. —

Mad. H. Verse kann ich itzt nicht mehr machen, dazu ist die Zeit zu kurz.

Frl. Luise. Ach das ist traurig! — sie will weinen. —

Mad. H. Geben Sie sich nur zufrieden, ich habe schon für etwas anders gesorgt.

Frl. Luise. O! geschwind geben Sie mir — sagen Sie mir! was ists? was ists?

Mad. H. Nur nicht so hastig. Jetzt wird Karl, Fritz und ihre Schwestern kommen, dann sollen Sie's sehen. —

(Karl, Fritz, Ernestine, Wilhelmine und Lottchen treten herein, und haben eine lange Kette von schönen Gartenblumen in Händen. Luise steht, und staunt sie voll Verwunderung an.)

Frl. Luise. Was ist denn das? Warum seyd ihr alle so geputzt?

Frl. Lottch. Wir möchten gerne der Mama eine Freude machen. — (Indessen hüpfen die andern voll Vergnügen im Zimmer herum.)

Frl. Luise. O wartet! wartet! ich gehe auch mit. —

Mad. H. Freylich müssen Sie, meine Liebe! auch dabey seyn; sonst wäre unsere Freude unvollkommen.

Ernestine. Mamsell! ich bin recht vergnügt, mir ist so wohl, so wohl. Aber lustig mag ich doch nicht seyn.

Mad. H. Sie sind gerührt, gutes Kind! Können Sie mir sagen, warum Sie heute so sind?

Frl. Ernestine. Ich dachte, seit ich aufgestanden bin, immer daran, daß wir eine so gute Mama haben, und da bat ich den lieben Gott, daß er sie ja nicht sterben lassen möchte.

Mad. H. So ists recht! Gott wird Ihre Wünsche erfüllen, und die theure Mama recht lange beym Leben erhalten.

Frl. Lottch. Wenn die Mama nicht mehr da wäre: Ach! da freute mich gar nichts mehr; lieber wollt ich zu ihr ins Grab, als ohne sie allein leben.

Mad. H. Liebe, liebe Kinder! Nun darf ich Sie nicht erst anweisen, was Sie zur Mama sagen sollen. Ihr Herz wird Ihnen alles eingeben. Itzt gehen wir alle zur Mama. Lassen Sie nur ihr Herz reden.

(Sie gehen nun zur Fr. v. S. — Diese saß auf einem Sopha, und hatte ein Buch in der Hand. Unter der Thüre machte ihr die Mamsell H. eine stille Verbeugung. Die Kinder giengen voraus, führten sich paar und paar an einer Blumenkette, und riefen alle: Es lebe, es lebe die beste, beste Mama! — Fr. v. S. stand bewegt auf. —)

Fr. v. S. Vielen Dank, meine Kinder! Was habt ihr denn da in euren Händen?

Karl. Eine Blumenkette?

Erne-

Ernestine. Das Bild Ihrer Liebe.

Wilhelm. Die uns alle so glücklich macht.

Lottchen. Und so ruhig und heiter.

Fritz. Wir wünschen, daß Sie uns immer lieb haben.

Luise. Und recht lange leben mögen!

(Fr. v. S. trocknet sich die Augen.)

Fr. v. S. Liebe Kinder! Gott erfülle eure Wünsche! —

(Die Kinder legten die Blumenkette der Mama zu Füßen.)

Karl. Beste Mama! (indem er ihr die Hand küßte) Diese Hand segne mich!

Fr. v. S. Gott segne dich, mein Sohn!

Karl. Ich verspreche Ihnen, beste Mama, der liebe Gott hört mich, — alle Tage weiser, besser und fleißiger zu werden, damit der liebe Gott Sie lange leben läßt, und wenn ich einst groß bin, ich Ihnen viele Freude machen kann, und Sie mich recht lieb haben.

Frl. Ernestine. Sie, theure Mama, sind nebst dem Papa mir das liebste auf der Welt. Bleiben Sie recht gesund, und werden Sie so alt, und noch älter, als Frau Großmama! —

Staatsbibliothek Augsburg

Fr. v. S. Gutes Mädchen!

Ernestine. Da will ich immer um Sie herum gehen, und Ihnen alles, alles zu gefallen thun.

Wilhelm. Wenn Sie zu Hause bleiben, liebste, beste Mama, mahle ich Ihnen Landschaften und Blumen, spiele Ihnen meine schönsten Klavierstücke vor, und lese Ihnen Gedichte, so viel Sie hören mögen.

Fritz. Ich werde ein großer Officier, und wenn Sie am Fenster stehen, gute Mama! will ich mit meinem ganzen Regiment Husaren, zehen, hundert, tausend, (er zählt an den Fingern) vor Ihnen anmarschirt kommen, und sie alle exerciren lassen. O! wenn ich nur schon groß wäre, damit ich Mama recht viel Freude mit meinen Husaren machen könnte!

Fr. v. S. lächelt, und giebt ihm einen Kuß.

Lottchen. Ich, gütige Mama! will, wenn ich groß bin, dem Koch alle Tage seinen Zettel schreiben, mit der Ausgeberinn rechnen, den Bedienten sagen, wo sie hingehen müssen, und im ganzen Hause Aufsicht halten, damit der liebe Papa und Mama recht ruhig seyn können.

Fr. v. S. O du Liebe! Gott segne dich!

Luischen. Und ich will alle Tage beten. — (Sie hebt ihre kleinen Hände gen Himmel, und die

G andern

Stadtbibliothek Augsburg

andern Kinder machen es ihr nach.) Lieber guter Gott! Papa und Mama haben mich so lieb, laß sie immer gesund seyn, und froh, und mache sie recht alt; wenn ich groß bin, will ich ihnen hernach recht viele Dienste thun. — Ich verspreche dirs, lieber Gott! am Geburtstage meiner Mama, und will es gewiß halten. Amen! (Alle Kinder sagten:) Amen! Amen! —

Mutter. Dieser kleine Aufsatz ist sehr artig. Wißt ihr aber, meine Lieben, wodurch er den meisten Werth erlangen wird?

Marie. Ich glaube, wenn das Frauenzimmerchen, das ihn gemacht hat, wirklich so dankbar gegen ihre Mama ist, und ihr so viel Gutes wünscht, und ihr so viele Freude zu machen sucht.

Mutter. Du hast es vollkommen getroffen, liebes Mariechen, ich weiß aber noch etwas, wodurch dieser Aufsatz immer noch größern Werth erhalten wird.

Lorchen. Ich wette, ich weiß es! Nicht wahr, liebe Mutter, wenn wir alle uns bemühen, es diesen guten Kindern, die ihrer Mama an ihrem Geburtstage so viele Freude machten, nachzuthun? —

Mutter.

Stadtbibliothek Augsburg

Mutter. Recht schön, liebes Lorchen. Aber itzt möchte ich doch wissen, ob auch meine lieben Kleinen bemerkt haben, was wohl die Hauptsache war, womit die Kinder ihre Mama erfreueten?

Fritz. O! das war die Blumenkette!

Gottfried. Gefehlt! gefehlt! die war der Mama gewiß doch nicht lieber, als daß ihr die Kinder so viel Gutes wünschten.

Karlinchen. Sie habens wohl beyde nicht errathen; ich glaube: das war der Mama am liebsten, daß die Kinder für sie beteten.

Nannette. Und ich denke, das war das beste, daß die Kinder den Vorsatz faßten, recht gut zu werden, und dadurch der Mama recht viel Freude zu machen. —

Mutter. Du hast es errathen, meine Gute! — Wenn die Kinder im rechten Ernst diese gute Vorsätze faßten, und noch mehr, wenn sie auch ihr Versprechen erfüllten, so war das das beste Geschenk, das sie ihrer Mama an ihrem Geburtstage machen konnten. Ich will euch zum Beweiß davon eine kleine Geschichte erzählen.

Eine Mutter von sechs Kindern feyerte auch einst ihren Geburtstag, und ihre Kinder waren alle bemüht, ihr an diesem Tage ein Vergnügen zu machen. — Karl, der älteste Sohn, schrieb der Mama einen Brief, worinn er ihr sagte, wie herzlich er wünschte, daß sie gesund und glücklich seyn, und recht lang leben möchte. —

Christoph, der zweyte Sohn, leerte seinen ganzen Sparkrug aus, und kaufte dafür ein Paar blühende Rosenstöcke für die gute Mama, die eine große Liebhaberinn von Blumen war.

Lenchen, die älteste Tochter, strickte der Mama ein artiges Beutelchen.

Kathrine nahm sich vor, der Mama ein Paar Strümpfe zu stricken; sie fieng auch gleich an, strickte ein großes Stück, und war sehr vergnügt, daß ihr ihre Arbeit so gut von statten gieng. Allein den folgenden Tag freute sie dieses Geschäfte schon nicht mehr, sie strickte mit Unmuth, und langsam, und ließ es endlich gar liegen. Itzt wollte sie auch ein Beutelchen stricken, wie ihre Schwester. Sie fieng es an, aber die Schwester war schon viel weiter gekommen, und lachte sie aus; dieß verdroß Kathrinen, und sie warf das auch wieder weg; so fieng sie noch zehen Sachen an, da sie sich aber nie zum

Fleiß gewöhnt hatte, so wurde keines fertig, und als der Mama ihr Geburtstag kam, hatten alle etwas für sie zum Vergnügen bereitet, nur Kathrine nicht. Den letzten Abend vorher war sie voll Kummer, daß sie gar nichts für Mama habe, und faßte noch bald diesen, bald jenen Entschluß, aber zur Ausführung wars überall zu spät. Auf einmal kamen alle ihre Geschwisterchen, und zeigten ihr, was sie für Mama hätten. Dadurch wurde Kathrine immer trauriger; und als die beyden Kleinen die Verschen hersagten, die ihnen der Papa aufgesetzt hatte, worinn sie der Mama so viel Gutes wünschten, zu Gott für ihre gute Mama beteten, und versprachen durch gute Aufführung der Mama viel Vergnügen zu machen; da brach Kathrinen gar das Herz, und sie fieng an bitterlich zu weinen. Denn itzt fiel ihr ein, wie sie auch, da sie noch klein war, der Mama so oft das nämliche versprochen habe, und daß sie bisher ihr Versprechen noch gar nicht erfüllet. Die ganze Nacht konnte sie nicht schlafen; bald quälte sie der Gedanke, wie sie die Kleider so muthwillig verderbt habe, die ihr die guten Eltern, welche sich, wie Kathrine wohl wußte, sehr kümmerlich behelfen mußten, geschafft hatten, und wie sie ihnen dadurch unaussprechlichen

Kummer gemacht hatte, weil diese nicht gewußt, wo sie wieder neue Kleider für sie hernehmen sollten; bald der, daß sie ihre Gesundheit so oft verderbt, und die Eltern dadurch in Unkosten und Kummer versetzt hatte; bald, wie viel Geld ihre Eltern schon für ihr Lernen umsonst hätten ausgeben müssen. Bald fiel ihr aber auch ein, wie viel Freude sie ihrer Mama hätte machen, wie viel Sorgen und Kummer ersparen können, wenn sie ordentlich und fleißig gewesen wäre. — O Gott! — dachte sie, — wenn ich sterben müßte, oder wenn eines von meinen guten Eltern stürbe, so hätte ich nicht einmal den Trost, ihnen für alle ihre Liebe, Freude gemacht zu haben. — So bald der Tag angebrochen war, sprang sie aus dem Bette, und fieng aufs neue an zu überlegen, ob sie es denn gar nicht mehr möglich machen könnte, die Mama mit etwas zu erfreuen. Sie beschloß einen Brief zu schreiben, aber — Was soll ich schreiben? — dachte sie itzt wieder, — der Mama versprechen, mich zu bessern? — Ach wie oft habe ich das schon versprochen, und nicht gehalten; so wird mirs die Mama nicht glauben, und nur betrübt werden; soll ich ihr Freude und langes Leben wünschen? und ich habe ihr doch Kummer gemacht, und ihrem Leben durch meine Aufführung geschadet.

schadet. — Mit Thränen fiel sie itzt auf ihre Kniee nieder, und fieng an zu beten. Auf einmal stand sie getrost vom Gebet auf; sie hatte nun einen Entschluß gefaßt, und als alle ihre Geschwisterchen zur Mama hineingiengen, gieng sie zwar beschämt, doch freudig mit, blieb in der Thüre stehen, und ließ alle ihre Geschwisterchen voraus. Zuletzt, da alle der Mama ihre Geschenke dargebracht, und ihren Glückwunsch gemacht hatten, trat sie auch zur Mama, ergrief ihre Hände, und sagte: Ich habe nichts für Sie, beste Mama, zum Angebinde, als die Reue über mein bisheriges Verhalten. Ich gebe Ihnen auch nicht einmal das Versprechen mich zu bessern. Aber ich weiß gewiß: Gott wird mir beystehen, mit meiner Besserung selbst Sie täglich inskünftige anzubinden und zu erfreuen. Gerührt umarmte nun die gute Mutter eines ihrer Kinder um das andere. Ihr macht mir heute unaussprechlich viel Freude! — sagte sie — Ihr guten Kinder! Ich danke euch. — Dir Karl für deinen schönen Brief, der mir doppelt angenehm ist, als ein Zeichen deines Fleisses, da er so schön geschrieben ist, und als ein Zeichen deiner Liebe, die mir so viel Gutes wünscht. —

Dir, lieber Christoph! für die Blumenstöcke; ich erkenne aufs neue daraus auch deine Liebe; weil du das Geld, das du dir zu deinem Vergnügen zusammen getragen, itzt alles auf mich gewendet hast.

Dein schönes Beutelchen, liebes Lenchen! werde ich zum Andenken deiner Liebe, deines Fleißes und deiner Geschicklichkeit, über die ich mich schon so oft gefreuet habe, bey mir tragen; und ihr! süße Kleinen, nehmt meinen mütterlichen Kuß für die Verschen, die ihr mir so lieblich vorgesagt habt.

Du gutes Kathrinchen aber, hast mir das beste Geschenk gemacht, wenn du dein Versprechen erfüllst. Und wenn ihr alle, meine lieben Kinder, mit eurer Schwester den Vorsatz faßt und ausübet, und von heute an fleißiger betet, euch unter einander mehr liebet, und eurem guten Vater und mir gehorsamer werdet, als bisher, so bin ich von heute an die glücklichste Mutter. —

Alle Kinder fielen itzt der guten Mutter um den Hals und die Kniee, und riefen mit Einer Stimme: Wir wollen! wir wollen mit Gottes Hülfe! Sie hielten alle, alle ihr Versprechen,

und

und die Mutter sagte oft mit Freudenthränen und Dank gegen Gott: Wenn sich alle Könige der Erde versammelt hätten, sie hätten mich nicht herrlicher an meinem Geburtstage anbinden können, als meine Kinder gethan haben.

Sechster Brief.

Amalie an Charlotte.

O Du gute liebe Lotte! wie danke ich Dir, daß Du mir so viel schönes von Deiner Emilie erzählest.

Du kannst es gar nicht glauben, wie ich mich allezeit auf Deine Briefe freue. Auch meine liebe Mama und meine Geschwisterchen freuen sich, so oft ein Brief von Dir kömmt. — Im Vertrauen, meine Mama und meine Geschwisterchen danken Dir doppelt für Deine Erzählungen, weil sie an mir zu bemerken glauben, daß ich anfange Emiliens Beyspiel nachzuahmen. Und es ist auch in der That so. Emiliens Bild schwebt mir immer vor den Augen, und so oft mich die Streitsucht gegen meine Geschwisterchen anwandelt, so unterdrückt die Erinnerung — die mir mein Herz, oder auch oft meine gütige

Mama, giebt: Thut das Emilie auch? — dieselbe gleich wieder.

Und ich einfältiges Mädchen sehe itzt erst ein, daß ich mich selbst am glücklichsten mache, wenn ich meine Geschwisterchen liebe, weil sie mich dann nothwendig auch lieber haben müssen, als wenn ich immer mit ihnen streite. Aber dabey bleibt es leider noch immer stehen, daß ich mich nicht mit meinen Geschwisterchen zanke. Allein ihnen, so wie Emilie den ihrigen, Freude zu machen, das kann ich noch nicht, so sehr ichs auch wünsche. Frage doch Emilien, die Du in meinem Namen zärtlich grüßen mußt, wie sie es anfängt, daß sie immer so glückliche Einfälle hat? Denn am guten Willen fehlt es auch gewiß nicht

Deiner

Amalie.

Siebentes Gespräch.

Fritz. (der auf den Vater zuhüpft.)

Werden Sie uns nicht wieder einmal etwas erzählen, bester Vater? Mich hungert und dürstet nach einer angenehmen Erzählung.

Alle. Wir bitten auch, guter lieber Vater! wir bitten! bitten!

Vater. Nun wohl! so hört aufmerksam zu:

Auf einem Dorfe in der Gegend von Paris, wohnte ein Schneider, der drey Söhne hatte, davon die beyden Aeltesten durchaus nicht Lust hatten, etwas Nützliches zu lernen, oder zu arbeiten, sondern nur ihre Zeit mit Spielen und kindischen Possen zubrachten. Der Vater würde untröstlich darüber gewesen seyn, (weil er sah, daß seine Söhne auf diese Art nicht in der Welt würden fortkommen können), wenn ihn nicht sein kleiner Sohn, der aufmerksam, gehorsam und fleißig war, durch seinen schnellen Wachsthum im Guten etwas getröstet hätte.

Der Vater gab sich alle Mühe, seine beyden größern Söhne durch Güte und Ernst zu ermun=

muntern, ihrem jüngern Bruder nachzufolgen. Es war aber alles an ihnen vergeblich. Endlich, da der Aelteste völlig erwachsen war, sagte der Vater zu ihm: „Ich kann dich nun nicht „länger zu Hause behalten, Gürge! du mußt „in die Fremde, daß du vielleicht doch noch etwas weniges lernest. Aber folge meinem Rath, „gehe nicht in die Stadt Paris, bis du erst etwas gelernt hast, sondern gehe zuvor noch zu „einem Meister auf dem Lande, und sey da aufmerksam und fleißig, so könnte doch noch etwas aus dir werden."

Der Sohn versprach Gehorsam, und gieng. Kaum hatte er aber das Haus seines Vaters aus den Augen verlohren, so dachte er: Was soll ich auf dem Lande machen? Ich hätte Paris schon längst gerne gesehen, was muß doch mein Vater für Absichten haben, daß er mich nicht will dahin gehen lassen; ich weiß nicht, ob ich folgen werde. Indem er so dachte, begegneten ihm ein paar andere Handwerkspursche. „Wozu? Kameraden!" rief er sie an. „Nach Paris in Arbeit!" antworteten sie, gehst du auch dahin? „Ich weiß selbst nicht recht, ob ich nicht erst auf dem Lande noch Arbeit nehmen soll! — „Ach was ist auf dem Lande zu machen,

„chen, da bekömmt man schlechten Lohn!„ — sie wußten aber nicht, daß er noch nichts gelernet hatte. —

Gürge, der schon wenig Lust hatte, seinem Vater gehorsam zu seyn, war bald zu überreden, und gieng mit nach Paris. Er bekam bald Arbeit, aber auch eben so bald wieder Feyerabend, denn er verstund so wenig vom Schneiderhandwerk, als wir alle vom Schlothfegen, und hatte noch überdieß gar keine Lust, etwas zu lernen. Er kam zu einem zweyten Meister, aber von demselben eben so bald wieder weg, als vom ersten, und so giengs mit dem dritten, vierten, fünften und sechsten, bis er endlich hofnungslos Paris wieder verlassen mußte.

Aber nun war Gürge in großer Noth. Das Wenige, das ihm seine Eltern mitgegeben hatten, war aufgezehrt, und es war ihm nichts übrig, als betteln.

Er setzte sich matt vor Hunger auf einen kleinen Hügel, von welchem er die umliegende Gegend übersehen konnte, — und dachte seinem vergangenen Leben nach. Da sah er viele hundert Menschen, die theils auf dem Felde arbei-

arbeiteten, theils in Geschäften nach Paris hinein, oder herausgiengen. Diese Menschen, dachte er, sind alle glücklicher, als ich, nur ich bin ganz elend. —

Sigmund. Er hatte es auch nicht anders verdient, warum wollte er auch gar nichts arbeiten!

Vater. Du hast Recht. Das nämliche sagte ihm auch itzt sein Gewissen: Alle diese Menschen arbeiten, und verdienen sich wenigstens ihr nothdürftiges Auskommen, nur du — sagte es ihm — nur du hast von Kindheit an gar nichts lernen und arbeiten wollen, und nun bekommst du den verdienten Lohn, und wirst elend verhungern müssen. Diese Gedanken brachen auf einmal sein Herz, und ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen. Ach! sagte er zu sich selbst, wenn mir doch nur dießmal geholfen würde, gewiß wollte ich alle Kräfte anstrengen, fleißig zu seyn. — Als er so bey sich selbst dachte, kam ein vornehmer Herr bey ihm vorbey, den ihn Noth und Hunger zwangen anzubetteln.

Ihr seyd so jung und stark, antwortete ihm der Herr — warum arbeitet ihr nicht? — Ich habe keine Arbeit. — Nun ich will euch

zu arbeiten geben, und wenn ihr fleißig seyd, so will ich euch reichlich belohnen. — Er nahm ihn mit sich, und wies ihm einen Platz im Walde an, woselbst er Holz fällen sollte. Gürge grief die Arbeit mit Muth an, und das machte, daß er schon völlig fertig war, als der Herr zurückkam, welcher sich freuete, daß Gürge so fleißig gearbeitet hatte.

Er sagte zu ihm: Siehst du, du kannst wohl arbeiten, wenn du nur willst. Sey immer so fleißig, so wirst du niemals hungern dürfen; itzt will ich dir deinen Lohhn geben, gehe mit mir. — Mit diesen Worten führte er Gürgen in ein großes Gewölbe, das in einem prächtigen Pallaste war, und sagte: Hier sind drey Sachen von besonderm Werthe, davon du dir eine erwählen darfst. — Das erste ist ein Tischchen, auf welchem, so oft du willst, alle die Speisen stehen werden, die du verlangen wirst. Du darfst nur sprechen: Tischchen deck dich! —

Die Kinder mit Lachen. O! das ist ein Mährchen, denn ein solches Tischchen giebt es nicht. —

Vater. Laßt mich erst meinen Markt gar auslegen. — Der Herr wies Gürgen das

zweyte

zweyte, und sprach: Das ist ein Beutel, und wenn du sprichst: Geld aus dem Beutel! — so wirst du so viel Geld als du willst, heraus-schütteln können. Das dritte ist ein Sack, in dem ein großer Prügel ist, und so oft man spricht: Prügel aus dem Sack! so kömmt der Prügel heraus, und prügelt so kräftig diejenigen herum, denen man dieß Traktament zugedacht hat, daß jedermann den Besitzer desselben fürchten wird. Nun Gürge kannst du wählen. Die Kinder fiengen alle an zu lachen. —

Anton. Wenn ich Gürge wäre, ich erwählte mir den Beutel, und machte alle Arme reich.

August. Nein! nein! ich erwählte mir den Prügel, o! was das herrlich wäre, wann mir dann einer wollte dem andern Unrecht thun; Hopp! Prügel aus dem Sack! der sollte es gewiß bleiben lassen. —

Marie. Und ich wählte mir das Tischchen, das wäre herrlich! ich ließ dann täglich alle Arme speisen. —

Wilhelmine. Und ich, liebes Fräulein Marie! wählte mir gar nichts, denn ich fürchtete mich, in Versuchung zu kommen. Bey dem Beutel, mir Geld zu überflüßigen Ausgaben,

und bey dem Tischchen, Näschereyen zu verlangen. Und den Prügel möchte ich gar nicht, denn wie konnte ich allezeit sicher seyn, daß ich nicht niemand prügeln ließ, der es nicht verdient hätte.

Mutter. Komm liebes Minchen, ich muß dich umarmen. Wir wollen bald sehen, ob Gürge Nutzen oder Schaden von diesen Sachen haben wird. —

Vater. Diesem gefielen die drey Stücke sehr wohl, und er konnte sich lange nicht entschließen. Doch endlich erwählte er das Tischchen. Der gnädige Herr gab ihm aber mit demselben die Lehre, daß er sich vor Faulheit und Unmäßigkeit hüten sollte, sonst würde ihm sein Geschenk mehr zum Unglück, als zum Glück gereichen. Gürge versprach, sich seines Tischchens nicht eher zu bedienen, als bis er durch Arbeit hungerig geworden wäre, und auch alsdann nur eine mäßige Mahlzeit zu verlangen. Hierauf dankte er dem gnädigen Herrn, und wanderte mit seinem Tischchen vergnügt fort. Doch war er gar noch nicht weit gekommen, als er am Wege ein Wirthshaus sah, und sogleich erwachte der Wunsch in ihm, in demselben den ersten Versuch mit seinem Tischchen zu machen. Er gieng hinein, und verlangte von

dem Wirthe nichts, als ein Kämmerchen zum Nachtquartier, und war kaum allein, als er sein Tischchen auspackte, und sprach: Tischchen deck dich! ich möchte einen Braten! dieser stund sogleich da, und Gürge verzehrte in größter Geschwindigkeit eine so große Portion davon, daß er sich selber verwundern mußte. Er hatte zwar immer guten Appetit, dießmal aber besonders, da er das erstemal in seinem Leben recht gearbeitet hatte. Er hatte sich itzt an seinem Braten hinlänglich gesättiget, bestellte sich aber doch immer ein und anders von seinem Tischchen, und unterdrückte die Vorwürfe, die ihm sein Gewissen deswegen machte. Nachdem er diese erste unmäßige Mahlzeit gehalten hatte, und nach Gewohnheit des Tischchens die Schüsseln nebst dem Uebergebliebenen und Knochen wieder verschwunden war, fühlte er heftigen Durst, und war schon im Begrif, einen Krug Bier zu verlangen, als ihm einfiel zu sehen, ob das Tischchen auch Wein liefern würde. Er verlangte eine Bouteille Wein — und sogleich stand dieselbe da. Er schenkte sich ein, zwey, drey Gläser ein, und nun fieng sein Herz aufs neue an zu schlagen, und ihm den Vorwurf zu machen, daß er seinem Versprechen untreu sey. Er nahm sich also vor, nur noch ein einziges

Glas

Glas zu trinken, aber auch dieser gute Vorsatz dauerte nicht länger, als bis das Gläschen ausgeleert war, denn er schenkte sich noch immer ein Glas nach dem andern ein, forderte sogar noch eine Bouteille, und trank so lange, bis er ohne Bewußtseyn in das Bette hineintaumelte.

Den folgenden Tag erwachte er sehr spät, und war am ganzen Körper so matt, daß an die Nachhausreise nicht zu denken war. Vielleicht wird mir auf eine Suppe besser, dachte er, und forderte von seinem Tischchen eine Suppe, und als er diese verzehrt hatte, kam ihm der Appetit nach einer gebratenen Gans. Noch einmal wagte sein Gewissen, ihn zu ermuntern, sich erst auf den Weg zu machen, er könnte zu Hause bey seinen Eltern mit desto größerm Vergnügen dergleichen verzehren. Allein wann einmal das Gewissen betäubt worden, so ist es das nächstemal leichter, und das darauffolgendemal noch leichter, dasselbe zu betäuben.

Gürge hörte also dießmal die Stimme seines Gewissens fast gar nicht; lebte heute so unmäßsig, wie gestern, biß er abermal, wie ein unvernünftiges Vieh, im Bette lag. Dieß Leben setzte er eine Woche lang fort, bis endlich der

Wirth aufmerksam wurde, was es doch mit dem Purschen da oben in der Kammer für eine Beschaffenheit habe, der, ohne Essen und Trinken zu verlangen, sein Leben so hinbrächte, und fast immer berauscht wäre. Er sah also zum Schlüsselloch hinein, und entdeckte das ganze Geheimniß. Sogleich erzählte er es seiner Frau, und setzte hinzu: O wenn wir das Tischchen hätten, wir könnten die reichsten und glücklichsten Menschen auf Erden seyn, wir könnten alle Gäste herrlich bewirthen, und das Geld alles für uns behalten. Mir fällt etwas ein, sagte die Frau, der Kerl ist immer berauscht, wir wollen unsern Schreiner kommen, und uns ein Tischchen machen lassen, daß gerade so aussieht, wie das seinige, und wenn er wieder berauscht ist, es austauschen, und ihn sodann, so bald er erwacht, zum Hause hinausjagen.

Der Mann wußte vor Freuden seiner Frau nicht genug zu danken, und eilte so geschwind als möglich, die Sache auszuführen. Gürge aß, trank, und schlief unterdessen ohne Sorgen fort, und zerrüttete dadurch seine Gesundheit so sehr, daß er in wenig Tagen würde in eine gefährliche Krankheit gefallen seyn, wenn nicht zu seinem größten Glück der Schreiner mit dem

Tischchen sehr bald fertig geworden wäre, und der Wirth ihn, so bald der hübsche Tausch vollendet war, zum Hause hinaus gejagt hätte. Es war ihm gar nicht recht, daß er in seinem Wohlleben so unterbrochen ward, doch gieng er, in der Hoffnung, es zu Hause sogleich fortzusetzen, langsam nach seines Vaters Hause zu. Als er den Berg vor der våterlichen Bewohnung herunter kam, und ihn der Vater sah, ließ er vor Schrecken die Scheere aus der Hand fallen. Ach! sagte er, da kommt ja Gürge schon wieder, und so zerrissen wie ein Bettler! und seht nur, wie er einher wankt, fast noch tråger, als da er fortgieng. Ach, ich unglücklicher Vater! — In diesem Augenblick trat Gürge in die Stube, und hörte noch die letzten Worte des Vaters. Nein Vater! rief er, itzt seyd ihr nicht mehr unglücklich, ich habe etwas mitgebracht, da können wir alle glücklich seyn, und leben wie die Grafen. — Der Fresser glaubte eben, es sey zum Glück gar nichts nöthig als Essen und Trinken. —

Die Augen des Vaters klårten sich nun etwas auf. Und der Sohn sagte, damit unsere Freude recht groß wird, so gehe sie geschwind, Mutter, und lade sie alle Nachbarn, Vettern

und Basen und Gevattern ein, daß sie kommen, und den Abend mit uns schmaußen; denn nach Essen, Trinken und Faullenzen, war Pralen immer Gürgens größte Freude.

Die Mutter gieng, und die sämmtliche Verwandschaft ließ sich nicht lange bitten, kamen alle, und freueten sich auf den herrlichen Schmaus, den sie itzt halten würden. Da kamen die Herren Nachbarn und die Frau Nachbarinnen, die Herren Vettern und Basen, die Herren Gevattern und die Frau Gevatterinnen, und alle freueten sich, den lieben Gürgen wieder zu sehen; konnten ihm nicht genug erzählen, wie sie sich nach ihm gesehnt hätten, und sahen es ihm an den Augen an, wie gelehrt er wieder gekommen sey. Der Vater selbst fieng an, sich zu freuen, wie er seinen Gürgen so loben hörte, und die Mutter, die ihre Kinder immer mit Affenliebe geliebt hatte, wußte sich vor Freuden nicht zu fassen. Aber diese Freude dauerte nicht lange; denn itzt trat Gürge mit einem Anstand vor sein Tischchen, daß er sich als einen König groß dünkte, — und sprach mit lauter Stimme: Tischchen deck dich! Da hättet ihr sehen sollen, wie die Gäste die Augen aufrißen, aber noch größere machte Gürge, da das Tisch-

chen zum erstenmal ihm ungehorsam war, und sich nicht deckte. Er erhob seine Stimme noch lauter, und rief, daß allen Gästen die Ohren gelten: **Tischchen deck dich!** aber kein Tischchen deckte sich. Vater und Mutter trat nun auch herzu, und rief: **Tischchen deck dich!** aber umsonst. Gürge erzählte den verwunderten Gästen die ganze Geschichte, und beschrieb ihnen die herrlichen Traktamente, die ihm sein Tischchen schon geliefert hätte, so lieblich, daß ihre ohnehin große Eßlust immer größer wurde. Jeder wollte nun die Kraft seiner Stimme auch versuchen, und zuletzt schrieen alle zugleich: **Tischchen deck dich!** mit solcher Macht, daß aus dem ganzen Dorf Alte und Junge herbeygelaufen kamen, um zu sehen, was im Schneidershause für ein schreckliches Geschrey wäre; und doch war alles umsonst, das Tischchen deckte sich nicht. Als Gürge nun sahe, daß alle Hoffnung aus war, schlich er sich leise davon, und die sämmtlichen Gäste, deren Hunger nun durch die Anstrengung ihrer Stimme aufs höchste gestiegen war, giengen auch murrend und scheltend wieder weg. Ja, sagten sie, der Grobian hat uns nur zum Besten haben wollen; nein! sagte ein anderer, Dummheit ists von ihm, von einem leeren Tisch das zu erwarten;

ja, sagten sie alle, man sieht ihm ja die Dummheit aus den Augen herausgucken; und, sagte wieder einer, ich habe mich gestern gleich geärgert, wie ich ihn zum Thorweg hereinkommen sah; nun, dacht ich, kommt der auch wieder, als wenn wir nicht schon schlechte Leute genug im Dorfe hätten! Und alle stimmten darinnen überein, daß es ihnen lieber gewesen wäre, wenn sie diesen Gürgen niemals wieder gesehen hätten.

In dem Hause des Schneiders war aber großer Jammer. Vater und Mutter waren untröstlich über den Schimpf, den ihnen ihr Sohn zugezogen hatte, und Gürge heulte und rang die Hände über den Verlust seines Tischchens. Endlich sagte Hanns, der zweyte Sohn, itzt will ich fort, und will sehen, daß ich den gnädigen Herrn finde, und den Beutel von ihm bekomme, alsdenn mache ich alles wieder gut.

Wilhelmine. Sehen Sie! sehen Sie! Sagte ichs nicht, daß ich das Tischchen nicht mag; — Gürgen wars auch kein Glück.

Anton. Was kann da aber das Tischchen dafür? Gürge hätte es nur besser gebrauchen dürfen.

Vater. Das ist wohl wahr; aber es ist schwer, ja fast unmöglich, daß ein Mensch, der ohne die geringste Mühe und Arbeit ein glückliches Leben genießet, gut seyn kann.

Marie. Nun so mag ich das Tischchen auch nicht!

Vater. Ihr seyd alle sicher dafür, gute Kinder! denn der weise, und für unser wahres Glück so zärtlich besorgte Schöpfer, hat die Einrichtung gemacht, daß es in der Welt, keine dergleichen: Tischchen decke dich, giebt; oder deutlicher zu reden: Gott hat die Einrichtung gemacht, daß wer glücklich seyn und werden will, sich dieses Glück selbst durch Mühe und Fleiß erwerben muß.

Fritz. Nicht wahr, Vater! Gott hat auch gesagt, daß wer nicht arbeitet, der soll nicht essen?

Vater. Ja, und das heißt: Wer gesund ist, der soll so viel nützliches arbeiten, als ihm seine Kräfte und Gaben, die er von Gott hat, erlauben, sonst hat er kein Recht, die Vergnügungen und Glückseligkeiten zu erwarten, welche andern zu Theil werden.

Karl. So sollte man aber denken: es könnte kein König und Fürst gut seyn? —

Vater. Ja, lieber Sohn, es ist auch in der That schwer für einen großen Herrn gut zu seyn. Und daher verdienet ein guter Regent, der sich seines Glücks nicht überhebt, und seinen Pflichten treu ist, unsere vorzügliche Ehrfurcht vor andern guten Menschen. — Aber glaubt ihr denn, ein Fürst oder König genießet sein Glück umsonst?

Anton. O nein! Nicht wahr Vater, wir dürfen nicht denken, daß große Herren sonst nichts zu thun haben, als sich Vergnügen zu machen, zu essen und zu trinken?

Vater. Gar nicht; ein Regent, der das recht ausrichten will, wozu ihn Gott, in einen so hohen Stand gesetzt hat, hat oft mehr Sorgen und Arbeiten, als der geringste Taglöhner in seinem Reich.

Amalie. Aber lieber Vater! der Fürst darf doch nur in seinem Kabinet sitzen, und befehlen, was geschehen soll, da hingegen der Taglöhner selbst seine Arme in der größten Sommerhitze, wohl hundertmal mit der Holzart aufheben muß, bis er einen Baum umgehauen hat.

Vater. Wenn aber der Fürst weisheitsvolle Befehle geben soll, so muß er sie doch wohl vorher

her ausgedacht, mit viel Mühe und Fleiß ausstudirt haben. — Und glaubst du nicht, daß weit mehr Anstrengung des Geistes dazu gehört, ein ganzes Land gut zu regieren, als Anstrengung des Körpers für den Taglöhner einige Bäume zu fällen?

Christian. Aber der Fürst hat auch ein weit glücklicheres Leben, als andere, und genießet alles, was gut und erquickend ist. — Der arme Taglöhner aber hat bey seiner sauren Arbeit nur geringe Kost — ja öfters nur Wasser und Brod.

Vater. Das ist auch billig, daß wer mehr Last auf sich liegen, und wichtigere Dinge zu besorgen hat, auf der andern Seite durch große Vorzüge wieder schadlos gehalten wird. Doch wird gar oft in der Welt etwas für Glück angesehen, das keines ist, und etwas für Unglück, das ein wahres Glück ist. So hältst du es für ein Unglück für den Taglöhner, daß er geringe Kost hat, und es ist sein Glück; denn diese Speisen erhalten ihn gesund und stark; hingegen zärtere Speisen würden ihm lange die Stärke und Nahrung nicht geben. Man hat Exempel, daß Leute, die starke Arbeit hatten, gleich erkrankten, wenn man ihnen statt ihrer groben

Speisen

Speisen andere unserer Meynung nach bessere gab. Einige Drescher fiengen einst an, statt ihrer Frühsuppe Kaffee zu trinken; sie fühlten aber bald eine Abnahme ihrer Kräfte, die so lang dauerte, bis sie zu ihrer Suppe wieder zurückkehrten.

Julchen. Ist es denn aber ein Unglück, wenn man gute Speisen bekommt? Das kann ich doch nicht glauben.

Vater. Freylich geht das so einem kleinen Naschmäulchen schwer ein zu glauben, es ist aber doch gewiß, daß zärtliche, delikate und gewürzte Speisen sehr mäßig müssen genossen werden, wenn sie der Gesundheit nicht schaden sollen. Wer daher nicht seinen Magen oder Gaumen über seinen Verstand herrschen läßt, genießet lieber geringe Kost, wenn er gleich das beste haben könnte; und wir können die Güte Gottes nicht genug bewundern, daß er eben die Speisen am häufigsten wachsen läßt, und den Menschen giebt, die am gesundesten und unentbehrlichsten sind.

Wilhelmine. Mein Papa spricht oft: Wir leben nicht um zu essen, sondern wir essen, um zu leben, und diese Absicht kann bey der gering=

ringsten Kost eben so gut, ja noch besser erreicht werden, als bey Leckerbissen.

Vater. So ist es. Unser Glück besteht auch durchaus nicht im besser essen und trinken, sondern es kommt hier mehrerntheils darauf an, was ein Mensch von Jugend auf gewohnt ist; denn der Grönländer ist eben so vergnügt bey seinem Seehund, und unser Bauer bey seiner Schüssel Klöße, als der Reiche bey einem Aal.

Mutter. Kommt Kinder, ich will euch den Beweiß von dem geben, was euch Vater erst gesagt hat. —

Alle folgten der Mutter, welche sie in eine angenehme Laube führte, und ihnen Käß und Brod vorsetzte. Sie waren unbeschreiblich vergnügt, und versicherten nachher, daß ihnen gewiß das herrlichste Traktament nicht mehr Freude würde gemacht haben, als diese kleine ländliche Mahlzeit.

Achtes Gespräch.

Als die Gesellschaft das nächstemal wieder zusammenkam, und nicht satt werden konnte von dem Vergnügen des neulichen Abends zu reden; sagte der Vater: Ich hätte euch noch viel sagen können, das zu unserm damaligen Gespräch gehört hätte; es ist aber immer genug, wenn ihr durch unser Gespräch, und den vergnügten Abend, den wir zusammen genossen haben, gelernt habt, daß wir, um glücklich zu seyn, weder viele noch köstliche Gerichte haben müssen.

Sophie. Aber lieber Vater! Sie haben uns doch selbst schon oft gesagt, daß die große Mannigfaltigkeit und der verschiedene Geschmack der Speisen eine Wohlthat Gottes ist?

Vater. Das ists auch. Wir können aber diese Wohlthat genießen, ohne uns deswegen an Leckereyen oder Ueberfluß zu gewöhnen. Wie verschiedene Arten von Gemüße und Obst hat uns Gott gegeben, da jedes einen andern Geschmack hat. Nimmt man noch dazu die gemeinsten Fleisch- Milch- Mehl- und Eyerspeisen,

sen, so kann der geringste Landmann täglich eine Veränderung seiner Kost haben, ohne deswegen großen Aufwand machen zu dürfen. Wem nun Gott mehr Vermögen beschert hat, oder wer mit seinen Arbeiten mehr Geld verdienet, der kann noch mehr Abwechslungen auch mit gutem Gewissen genießen.

Gottfried. Das verstehe ich aber doch nicht, warum der Reiche immer noch mehr soll geniessen dürfen, als der Arme?

Vater. Seht Kinder, wenn ein Mann, der vielleicht noch gar einige Kinder hat, mit seiner Arbeit täglich zwanzig Kreuzer verdienet, und wollte sich vor diese zwanzig Kreuzer heute ein Huhn braten, morgen eine Pastete backen lassen, so würde er, der bey starker Arbeit, auch starken Appetit hat, diese Mahlzeit fast allein verzehren, und seine Kinder müßten hungern; davon will ich itzt gar nichts sagen, daß ihm dann nichts zu Kleidern, Holz, Wohnung und vielen andern Bedürfnissen übrig bleiben würde. Auch derjenige, der täglich einen Gulden einnimmt, wird sich nur selten ein dergleichen Gerichte erlauben dürfen, weil man auch nicht nur für sein und der Seinigen Kost, sondern auch für Kleider, Holz, Wohnung und tausend andere

andere Bedürfnisse zu sorgen hat, ein Vater oder Mutter auch sonderlich dafür, daß ihnen etwas übrig bleibt, wofür sie ihre Kinder können etwas nützliches lernen lassen. Wer aber so viel Vermögen oder Einnahme hat, daß ihm, nachdem er alles Nöthige besorgt, und auch des Armen, als ein Christ, nicht vergessen hat, noch viel übrig bleibt; der kann dann immer auch kostbarere Speisen genießen.

Lorchen. Ist dann aber nicht doch der, der mehr Veränderung hat, und köstlichere Speisen genießen kann, glücklicher als der, der weniger hat?

Vater. Nein, wenn er nur ein zufriednes Herz, und ein gutes Gewissen hat, und muß er auch das oder jenes Vergnügen entbehren, das ein anderer hat, so giebt ihm Gott gewiß etwas anders dafür, das ihm jenes reichlich ersetzt; oder er hat vielleicht auch viele Last und Sorge weniger, als der andere.

O! liebe Kinder! lernt mit eurem Zustande zufrieden seyn, haltet das Glück, das euch Gott giebt, für das größte, bemüht euch desselben werth zu seyn, und wünschet euch ja kein größeres, als ihr durch eignen Fleiß erlangen könnet, sondern glaubet sicher, je mehr Reich-

thü-

thümer, Ehre, Hoheit und dergleichen ein Mensch hat, je größere Sorgenlast und Bedürfnisse hat er auch. — Ihr führtet vorhin immer einen König an, und du Christian sagtest: ein König ist doch weit glücklicher, als andere; aber, lieber Sohn, wie würde dir zu Muthe seyn, wenn du König werden solltest: denn was muß das einem guten Regenten für Sorgen und Kummer verursachen, wie er seine Unterthanen alle glücklich machen, und der Noth so vieler tausende abhelfen will? —

Mutter. Mit deiner Erlaubniß will ich den Kindern noch eine Fabel erzählen:

Ein großer König machte eine Reise. Eine Anzahl Soldaten mußte das Geräthe in Säcken mittragen. Unter diesen Soldaten bemerkte der König einen, der sich über die Schwere seines Sackes beschwerte; er ließ ihn also vor sich kommen, und fragte: ob er denn glaubte, daß sein Bündel schwerer sey, als der andern ihre? Ach ja! antwortete der Soldat, wenn ich den tragen dürfte, den jener dort trägt, so könnte ich viel glücklicher seyn. Gleich gab der König Befehl, daß die Beyden abwechseln sollten; aber kaum hatte der Unzufriedene den Sack des an-

dern eine Stunde getragen, als er schon wieder dem König zu Füßen fiel, und versicherte: diese Last könnte er gar nicht ertragen. Nun, sagte der König, welchen willst du denn? — Ach großer König! dieser hier hat gar ein leichtes Säckchen, gieb mir das! — Gut, auch das sollst du haben! — war des Königs Antwort. Allein der Soldat war wieder nicht weit gekommen, als er bald noch kläglicher, als das erstemal bat, ihm diese Last abzunehmen. Itzt befahl der König alle die Säcke untereinander zu legen, und gab dem Soldaten Erlaubniß, sich selbst den leichtesten zu wählen. Lange wählte er, endlich fand er ein Bündelchen, das ihm so leicht vorkam, als hätte er gar nichts zu tragen. O! sagte er zum König, ich bin der glücklichste, wenn ich beständig dieses hier behalten darf! Dabey soll es bleiben: antwortete der König. Aber öffne nun den Sack, den du erwählt hast, und siehe, wem er vorhin gehört hat! Er öffnete ihn, und zu seiner Beschämung sah der Thor, daß es sein eigner war.

Vater. Diese Fabel soll uns zwar eigentlich lehren, daß nichts vollkommnes in der Welt ist, und alle Menschen ihren Theil Last und Beschwerlichkeit zu tragen haben, daß aber der

gütige

gütige Schöpfer die Einrichtung gemacht hat, daß ein jeder Mensch die Last zu tragen oder die Leiden zu fühlen habe, die für ihn eben die leichtesten sind. Doch läßt sie sich auch vollkommen auf unser vorhergehendes Gespräch anwenden.

Karl. Aber nur noch eine Frage, lieber Vater! Ist es uns denn nicht erlaubt, wenn wir ein Leiden oder Noth haben, daß wir suchen, uns davon zu befreyen?

Vater. O ja! das ist uns nicht nur erlaubt, sondern auch unsere Pflicht; wir sollen alle rechtmäßige Mittel anwenden, uns so glücklich, wie immer möglich, zu machen, und Unglück und Leiden von uns abzuwenden. Das aber, was wir nicht ändern können, sollen wir mit Geduld ertragen, und andere nicht beneiden, die uns glücklicher scheinen.

Nannette. Nun lieber Vater, wie giengs denn mit Hannsen?

Vater. Dazu ists heute zu spät, es zu erzählen, und ich habe itzt einige Geschäfte. Nun geht ein wenig in den Garten, und macht euch eine Bewegung.

Amalie. Gehen Sie nicht mit uns, liebe Mutter?

Mutter. Nein! heute kann ich nicht.

Karl. Nun so will ich Ihnen etwas mitbringen.

Die andern. Ich auch! ich auch!

Die Kinder giengen in Garten, spielten und hüpften da herum, bis sie müde waren. Als sie zurückgiengen, hatten alle über dem Spiele vergessen, der Mutter etwas mitzubringen, nur Marie, Fritz und Sophie hatten in der Stille etwas für sie gesucht. Marie brachte der Mutter einige Nelken. Sophie hatte sich von dem Vater einen Teller voll Kirschen für die Mutter ausgebeten, und Fritz brachte ihr eine schöne große Fliege mit.

(Marie, Sophie und Fritz zugleich.) Hier liebe Mutter, habe ich Ihnen etwas mitgebracht.

Nun wollten alle wieder zur Thüre hinausgehen, um etwas zu holen, aber die Mutter erlaubte es nicht mehr, nur Karl war schon wieder in den Garten geeilt, die Mutter rief ihn aber gleich wieder zurück. In der Geschwindigkeit ergrief er ein Vogelnest.

Karl. O liebe, liebe Mutter, vergeben Sie dießmal, ein andermal will ichs besser machen.

Hier

Hier haben Sie aber doch ein Vogelnest, nur leider sind die Vögelchen schon ausgeflogen. — Die Kinder lachten ihn mit seinem Geschenke aus, die Mutter aber sagte:

Mutter. Ich danke dir doch. Und daß die Vögelchen schon ausgeflogen sind, ist mir lieb, denn sonst würden sie mich dauern.

Karlinch. Aber wer hat denn das Vogelnest gemacht? — Nicht Sie, liebe Mutter?

Mutter. Ich? Nein, das haben die alten Vögelchen selbst für ihre Jungen gemacht.

Karlinch. Die Vögelchen selbst? O liebe Mutter, Sie wollen uns etwas weiß machen.

Mutter. Mein gutes Kind, das ist gewiß; alle Vögel bauen selbst ihre Nester.

August. Aber wer lehrt sie denn das?

Mutter. Der liebe Gott hat ihnen einen Trieb eingepflanzet, der sie das lehrt, und jeder Vogel baut sich eine andere Art von Nest, so wie er es für seine Jungen braucht. Daher ist das Rabennest anders, als das Finkennest, und dieses wieder anders, als das Sperlingsnest. Am artigsten baut ein kleines Vögelchen, das man das Schneidervögelchen nennt.

Wilhelmine. Das Schneidervögelchen? Das näht gewiß gar sein Nestchen zusammen, weil es diesen Namen hat?

Mutter. Du hast es beynahe errathen. Dieses Vögelchen, das sich in Indien aufhält, ist nicht größer, als ein sogenanntes Ackermännchen, und baut sein Nest auf eine Art, daß es der klügste Mensch nicht wohl würde besser machen können.

Karl. Nun da bin ich begierig es zu hören.

Mutter. In Indien sind fast auf allen Bäumen sehr viele Thiere: Schlangen, Spinnen, Eidexen u. s. w. die den jungen Vögeln nachstellen. Wie wolltest du es wohl anfangen, Amalie, wenn du auf einem solchen Baume ein Vogelnest recht sicher bauen wolltest, daß die andern Thiere nicht dazu kommen könnten?

Amalie. Ich würde es in die oberste Spitze zwischen die Blätter machen, daß es keines sehen könnte.

Anton. Gefehlt, gefehlt, liebes Schwesterchen! Als ob die Schlangen und Spinnen nicht auch dahin kommen könnten?

Mutter. Wie wolltest du es denn besser machen? —

Anton. Ich wollte — ich wollte — ja ich wollte einen hohlen Baum aussuchen, und es inwendig hinein machen. Da sollten es die Schlangen und Spinnen gewiß nicht finden.

Wilhelmine. Gefehlt, gefehlt, liebes Brüderchen! Wenn der Baum hohl ist, so hat er doch ein Loch; und da können ja die Schlangen und Spinnen auch hineinkriechen. Nicht wahr Mutter?

Mutter. Ganz recht. Habens beyde nicht getroffen.

Julchen. J so sagen Sie doch liebe Mutter!

Mutter. Wir wollen doch auch erst Sigmund noch hören, wie ders wohl machen würde. Er sieht ja so gelehrt aus, als wenn ers ausstudirt hätte.

Sigmund. Ja ich wollte das Ding wohl anders machen. Ich wollte, wenn ich der Alte wäre, das Nest frey hinmachen, aber Tag und Nacht nicht davongehen. Wenn mir dann eine Schlange oder Spinne käme, so wollte ich sie mit meinem Schnabel brav wegbeißen.

Mutter. Ja das wäre brav. Aber da würde der Alte mit den Jungen bald verhungern

 müssen,

müssen, oder die Schlangen würden Alt und Jung zusammen auffressen.

Marie. Nun, so weiß ich gar nicht! Sagen Sie's uns doch.

Mutter. Das liebe Vögelchen weiß es ganz anders zu machen. Es sucht sich da einen Zweig aus, der recht weit vom Stamme abstehet, und so dünne ist, daß er nichts, fast gar nichts tragen kann. Die indianischen Bäume haben zum Theil sehr große Blätter. Wenn nun an einem so schlanken Zweige, ganz am Ende, ein so großes Blatt herunter hängt, so kann an dasselbe nicht leicht eine Schlange oder ein anders Thier hinkommen, ohne herunter zu fallen. Es kann sich nicht halten.

Aber hört weiter. Wie machts nun wohl das Vögelchen, an ein so herunterhängendes Blatt sein Nest anzubauen? Ganz sonderbar, worauf kein Mensch leicht fallen würde. Merkt wohl, was es nun thut. Es sucht sich ein welkes Blatt und allerley kleine Fäserchen. Wenn es das alles zusammen hat, so wird unser Vögelchen ein Schneider. Ob das wohl einer von euch errathen kann, wie es nun dabey zu Werke geht?

Suschen. Es wird doch nicht gar die Blätter zusammen nähen?

Mutter. Ganz gewiß thut es das. Es legt das welke Blatt an das grüne an, bohrt durch die Ränder von beyden mit seinem spitzigen Schnabel, wie mit einer Nähnadel, Löcher, und nun steckt es die Fäserchen, vermuthlich mit den Füßen, Loch für Loch so künstlich durch, daß die Blätter so fest zusammen halten, als wenn sie an einander genähet wären. Davon heißt er eben der Schneidervogel.

Natürlicher Weise ist es nun zwischen diesen beyden Blättern hohl. Unten hat sie das Vögelchen zugenähet, oben aber offen gelassen. Und in dieser Höhlung der beyden zusammen genäheten Blätter macht es sein Nest, daß die Jungen oft ganz unten an der Spitze des grossen Blatts hervorgucken, und Luft haben. Habt ihr so was in eurem Leben schon gehört?

Luise. O das ist doch ganz sonderbar. Ich bin dem niedlichen Vögelchen recht gut.

Mariechen. Schade, daß es nicht hier zu Lande ist! Ich wollte ihm mein ganzes Nähekästchen mit Zwirn und allen Sachen hinsetzen, daß es sich was herausholen könnte.

Mutter. Das würde es schön bleiben lassen. Es würde doch lieber mit seinen Grashälmchen nähen, als mit deinem Zwirn.

Karl. Der Zwirn würde ihm zu weich seyn. Die Grashälmchen sind steifer, damit kann es besser fertig werden.

Mutter. Ja freylich kann es das. Aber bey dem Künstlichen dieser Sache, lieben Kinder! müßt ihr nicht allein stehen bleiben. Ihr müßt weiter denken, weil ihr Vernunft habt. Das Vögelchen thut das alles ohne Vernunft, aus einem blos natürlichen Triebe, und aus bloßer Liebe zu seinen Jungen, um ihnen ein sicheres Nestchen zu verschaffen, daß sie nicht aufgefressen werden. Wer mag es das aber gelehrt haben, daß es sein Nestchen just so, und nicht anders macht? Ist das nicht eine recht mütterliche Fürsorge für die Erhaltung seiner Jungen? Was rührt euch denn dabey wohl am meisten?

Sophie. Daß es so treu für seine Jungen sorgt, ehe sie einmal da sind.

Mutter. Woran erinnert euch das wohl?

Luise.

Luise. I, daß Sie auch so treulich für uns sorgen: Sie liebe Eltern! und der liebe Gott durch Sie?

Karl. Und unsre Eltern für uns alle, und Gott durch unsre Eltern.

Mutter. Wie gut ist Gott!

Die Kinder alle. Wie gut ist Gott!

Mutter. Was lehrt euch also das Vögelchen?

Kinder. Wie gut ist Gott! wie gut ist Gott!

Neuntes Gespräch.

Fritz.

Nicht wahr, Vater! Sie haben uns nun noch etwas von Gürgens Bruder zu erzählen?

Vater. Ja freylich, hört mir wohl zu. Hanns machte sich nun auch auf den Weg, und gieng gerade auf den Hügel zu, den ihm sein Bruder beschrieben hatte, und setzte sich daselbst hin, um den gnädigen Herrn zu erwarten. Allein er hätte lange warten müssen, denn der Herr war aus der Gegend hinweggeflogen. Was war nun zu thun? Nach Hause traute er sich nicht mehr; theils fürchtete er die Vorwürfe der Eltern, und andern Theils den Spott der Nachbarn. Er gieng also nach Paris, und suchte Arbeit. Da er aber eben so faul und ungeschickt war, als sein Bruder, so hatte er auch das nämliche Schicksal. Als er nun im größten Elend war, und sich fast der Verzweiflung überlassen wollte, erwachte sein Gewissen, und warf ihm vor, daß er sich selbst alles dieß Elend zugezo=

gezogen habe. Es kam ihm vor, als sähe er seinen Vater vor sich stehen, der ihm mit Thränen vorwarf, wie viel Kosten und Mühe er vergeblich auf ihn gewendet habe; und nun kam zum erstenmal eine ernstliche Reue in Hannsens Herz, er warf sich unter einen Baum, badete sich beynahe in Thränen, und faßte den ernstlichen Vorsatz, sich gewiß zu bessern, wenn ihm nur dießmal geholfen würde. Aus dieser Betrübniß wurde er auf einmal durch eine Stimme erweckt, die ihn liebreich fragte: Wie kömmst du hieher, und warum bist du so traurig? Er stand auf, und erzählte dem vornehmen Herrn, den er vor sich stehen sah, aufrichtig seinen ganzen Lebenswandel, und alles, was er erst gedacht hatte. Wenn es dein wahrer Ernst ist, dich zu bessern, sagte der Herr, so ists immer noch Zeit, komme mit mir, ich will dich in Arbeit nehmen. Hanns folgte, und bekam Anweisung einigen Teichgräbern bey ihrer Arbeit zu helfen. Da es sein Ernst war, fleißig zu seyn, so grief er die Arbeit mit solchem Muthe an, daß er bald die andern Arbeiter hinter sich zurückeließ. Der gnädige Herr wunderte sich sehr, als er zurückkam, über Hannsens Fleiß, ermunterte ihn, nunmehr ja nicht mehr faul zu seyn, da er selbst einsehe, was er leisten könn-

te,

te, und befahl ihm zu folgen, und seinen Lohn in Empfang zu nehmen.

Nun giengen Hannsen die Augen auf, daß er wohl gar bey dem nämlichen Herrn sey, von dem sein Bruder das Tischchen bekommen habe, und so war es auch. Der gnädige Herr führte ihn in einen prächtigen Saal, zeigte ihm den Beutel und Sack, deren ihre Wunderkräfte uns nun schon bekannt sind, und gab ihm Erlaubniß zu wählen. Hanns bedachte sich nicht lange, und erwählte den Beutel. Aber auch ihm gab der Herr die Warnung, den Beutel wohl zu gebrauchen, und sich nicht der Faulheit und Ueppigkeit zu überlassen; sonst würde er nur unglücklicher dadurch werden. Hanns versprach alles, und es war auch sein Ernst, es zu halten. Er dankte dem gnädigen Herrn, und gieng, wo möglich, noch vergnügter als weiland Görge mit dem Tischchen, seine Straße fort, gerade nach Hause zu. Aber zu seinem Unglück gieng er an dem nämlichen Wirthshause vorbey, und entschloß sich, da hinein zu gehen, und sich so lange da aufzuhalten, bis er sich neue Kleider geschaft hätte, damit die Eltern nicht über seine Ankunft erschrecken möchten. Das wäre nun wohl angegangen: allein da er

in

in das Wirthshaus hinein kam, so war eben Kirchmesse und die ganze Stube voll großen Theils betrunkener Bauern, die schrieen: was will der arme Schlucker da? Dieß beleidigte Hannsen sehr, und er glaubte den Kerls zeigen zu müssen, daß er zehenmal reicher wäre, als sie alle zusammen. Er schüttelte also heimlich seinen Beutel, und sprach: Geld aus dem Beutel! Den Augenblick hatte er eine Handvoll Gold. Er warf ein Stück auf den Tisch, und forderte Wein und Braten. Die Bauern rießen Augen, Maul und Nasen auf, und der Wirth behielt von dem Augenblick an die lederne Mütze beständig unter dem Arme. Das alles war eine große Lust für Hannsen; er machte es wie sein Bruder, vergaß seine Vorsätze, die Ermahnungen des gnädigen Herrn und sein Versprechen, und — —

Sophie. Vergeben Sie, daß ich Sie unterbreche. Sagte denn dem sein Gewissen gar nichts?

Mutter. O meine Lieben, wie hätte Hanns die schwache Stimme seines Gewissens hören können, in dem Lärmen einer solchen Gesellschaft? O merket euch das auf euer ganzes Leben, meine lieben Kinder! fliehet solche Vergnügun-

gnügungen ärger als Gift und Tod, in denen ihr die Stimme eures Gewissens nicht hören könnt.

Vater. Hanns lebte einige Wochen ganz wie sein Bruder; das einzige vernünftige war, daß er sich ein neues Kleid machen ließ, nur fehlte er da wieder, daß er es weit prächtiger machen ließ, als es sich für ihn schickte. Der Wirth merkte bald, daß da auch etwas dahinter stecke, er gab Acht, und Hanns war so unvorsichtig, daß der Wirth bald entdeckte, was Hanns für einen hübschen Beutel habe. Er berathschlagte mit seiner Frau, und tauschte Hannsen seinen Beutel wie Gürgen sein Tischchen ab. Eines Tages da Hanns gegen Mittag erwachte, kam der Wirth eiligst in die Stube und sagte: er könnte ihn nun keinen Augenblick mehr im Hause behalten, und er sollte sich den Augenblick fortmachen. Hanns konnte nicht begreifen, warum der bisher so höfliche Wirth auf einmal so verändert sey, und wollte ihm vorhalten, was er sich unterstehe, einem so reichen Herrn so grob zu begegnen; allein der Wirth warf den durch Müssiggang und gutes Leben völlig zum Weichling gewordenen Hanns so unsanft zum Hause hinaus, daß er keinen andern Rath wußte, als

murrend

murrend und scheltend nach Hause zu gehen. Da es schon ziemlich dunkel ward, so kam er, ohne von jemand gesehen zu werden, in die Werkstatt des Vaters.

Der Vater erschrack, wie er ihn sah. Doch das schöne Kleid, das Hanns anhatte, machte ihm wieder einige Hoffnung, daß es mit diesem doch besser als mit Gürgen stehen möchte. Die Mutter aber war außer sich vor Freude, ihren Hanns wie ein Kavalier gekleidet wieder zu sehen. Und Gürge war mit einem Sprunge von der Werkstatt herunter, und bewunderte Hannsen. — Bist du es oder nicht? Hast du etwa den Beutel? Ja, sagte Hans, den habe ich, siehst du? Juhe! rief Gürge, und warf die Mütze hoch empor; Juhe! es lebe der gnädige Herr! nun sind wir alle geborgen.

Ja, sprach Hanns, itzt eile sie Mutter, alle die guten Leute wieder einzuladen, die der einfältige Gürge so angeführt hat, daß wir uns etwas rechtes mit ihnen zu Gute thun können. Die Mutter stand und wußte nicht, was sie thun sollte; sie hatte nicht das Herz dem vornehmen Herrn Sohn zu widersprechen, und doch konnte sie sich auch nicht recht entschließen, die Gäste

wieder einzuladen. Indem sie so in Verlegenheit war, setzte Hanns noch hinzu: vor allem aber, Mutter, geht zum Wirth, und bestellt was ihr nur wollt, für uns und unsere Gäste, aber fein viele und gute Gerichte. Das war ein Wort, wie es die gute Frau zu hören wünschte, sie gieng und bestellte bey dem Wirth einen so herrlichen Schmauß, daß Wirth und Wirthinn sich nicht genug verwundern konnten. Dergleichen Gastung hatten sie noch bey keiner Hochzeit und Kindstaufe auszurichten gehabt, selbst da nicht, als Amtmanns Fickchen Hochzeit gemacht hatte. Der Wirth war gar nicht im Stande, alles zu schaffen, was die Schneiderinn bestellte. Doch versprach er alles aufs beste zu besorgen. Aber, setzte er hinzu, Frau, das sage ich ihr, borgen kann ich nicht, ich gebe kein Gerichte aus meinem Hause, bis es bezahlt ist. Das beleidigte die gute Schneiderinn sehr; hitzig antwortete sie: sorge er nur, Herr Wirth, daß wir gutes Essen bekommen, ich bezahle jedes Gerichte wenn ich es abhole sogleich, mein Herr Sohn hat nicht nöthig zu borgen. —

Sie gieng nun, die sämmtlichen Gäste einzuladen, vergaß aber nicht jedem sogleich zu erzählen, was sie für Essen im Wirthshause bestellt habe,

habe, und kaum hatte die Schneiderinn ein paar Worte davon gesagt, so klärten sich alle Gesichter auf, die seit jener Einladung ihres ältesten Sohns immer finster gegen sie gewesen waren.

Alle nahmen die Einladung an, und begaben sich vergnügt in des Schneiders Behausung, sonderlich aber waren diejenigen außerordentlich erfreut, die im Vorbeygehen vor dem Wirthshause das Geschrey der Gänse und Hühner, denen die unbarmherzige Wirthinn das Messer in den Hals drehete, gehört hatten. Mit so heitern Gesichtern und noch vergnügtern Empfindungen kamen sie, und wünschten Meister Jansen Glück zur Ankunft seines Hannsens. Ja, sprachen sie, der sieht anders aus als Gürge, nehme er mirs nicht übel. Aber man sollte nicht denken, daß sie Brüder wären, an dem hat er Freude erlebt. Nicht wahr, Hanns, du hast uns auf keinen leeren Tisch eingeladen, wie dein Bruder? Du hast Verstand, das sieht man dir an! Unterdessen stund die Mutter, die den Tisch mit ihrem schönsten Tischtuche bedeckt, und ihre besten Teller, Messer, Gabeln und Löffel herum gelegt hatte, da, und hatte die blanke Suppenschüssel und ein schneeweißes Tüchlein unter dem Arme. Sie winkte ihrem Sohn, und sprach leise

leise zu ihm: nun wird es Zeit seyn, die Suppe zu holen, gieb mir nun Geld. Ja Mutter, so viel ihr braucht, antwortete Hanns, und zog mit größter Gravität seinen Beutel hervor, schüttelte denselben, und sprach: **Geld aus dem Beutel!** Aber ach! der Beutel blieb leer. — Die Mutter überlief ein eiskalter Schauer, Hu! hu! hu! und Hanns wurde todtbleich. **Geld aus dem Beutel!** rief er nochmals mit fast weinerlicher Stimme: **Geld aus dem Beutel!** aber umsonst; die Gäste merkten Unrath, kamen ihm nach, und Hanns erzählte mit lautem Geheule sein Unglück. — Die Hoffnung, wenn die schöne Eigenschaft des Beutels wieder erwachte, doch auch etwas daraus zu erhaschen, ermunterte jeden auch den Beutel zu probiren. **Geld aus dem Beutel!** schriee einer um den andern, **Geld aus dem Beutel!** schrieen itzt alle zugleich. — War bey dem Tischchen der Lermen groß im Dorfe, so wurde er itzt noch größer; alles stürzte aus den Häusern nach dem Schneidershause zu, um zu hören, was für ein Geschrey daselbst sey, und alle schrieen, so bald sie die Geschichte hörten, in Hoffnung einer kleinen Abgabe, mit, daß bald das ganze Dorf mit einer Stimme schriee: **Geld aus dem Beutel!** Der dicke Herr Amtmann

mann konnte den großen Lermen nicht mehr so ruhig anhören, er wollte seine Mannschaft zusammen berufen, um Friede zu machen, denn er glaubte, es sey eine Schlägerey im Schneidershause; aber da war kein Mensch zu finden, die waren alle schon dort, und schrieen mit: Geld aus dem Beutel! Der Herr Amtmann verfügte sich also auch dahin, und als ihm die Geschichte erzählt wurde, so sprach er: das sind Zaubereyen, die dulde ich nicht im Dorfe, und gab sogleich Befehl, das Tischchen und den Beutel ins Amthaus zu bringen. Man sagt aber, er hätte sogleich zu Hause selbst einen Versuch mit der verbotenen Zauberey gemacht, und seine Frau hätte sogar einige Tage kein anders Wort von ihm gehört, als: Tischchen deck dich! und Geld aus dem Beutel! —

Die Kinder konnten sich nicht satt lachen, und da es schon ziemlich spät Abend war, so giengen sie dießmal aus einander, ohne weiter etwas mit einander zu reden.

Zehntes Gespräch.

Julchen.

Ich habe seitdem immer an Hannsen gedacht. Aber sagen Sie mir doch, lieber Vater! Woher kommt es denn, daß er durch seines Bruders Exempel gar nicht klug geworden ist? Ich hätte gedacht, er würde recht fleißig geworden seyn, da er sahe, wie unglücklich sein Bruder war.

Luise. Ja, die Faulheit hatte er sich eben schon angewöhnet, aber mit dem Beutel hätte ich gedacht, würde er durch das Beyspiel seines Bruders, vorsichtig umgehen gelernt haben.

Fritz. J! haben sie denn vergessen, daß es nur ein Mährchen ist?

Vater. Du hast recht, Fritze! es ist nur ein Mährchen, aber es ist viele Wahrheit darinn versteckt. Und auch das, was euch, liebe Mädchen, mit allem Recht so auffällt, daß Jürgens Beyspiel Hannsen nicht klug gemacht hat, ist eine Wahrheit, die täglich vorkommt. Täglich sehen die Menschen, wie sich der und jener durch

Untugend, Thorheit und Laster unglücklich macht, und begehen doch die nämlichen Thorheiten und Laster. — Und ich glaube immer, liebe Kinder, wenn ihr ein wenig nachdenket, so werdet ihr finden, daß ihr alle schon oft solche Hannsen gewesen seyd. Habt ihr nicht öfters gesehen, wie unglücklich sich Kinder durch Ungehorsam, Unfleiß und Nachläßigkeit gemacht haben, und seyd doch bald darauf auch ungehorsam und unfleißig gewesen?

Die Kinder schwiegen alle still, und schlugen die Augen zur Erde.

Vater. Nun, was ist euch wohl sonst noch bey meinem Mährchen beygefallen?

August. Luise sagte vorhin: Hanns habe sich die Faulheit schon angewöhnt. Aber sollte es denn völlig unmöglich gewesen seyn, sich dieselbe auch wieder abzugewöhnen?

Vater. Völlig unmöglich nicht; aber sehr schwer ist es, sich ein Laster abzugewöhnen, das man sich von Jugend auf angewöhnt hat. Es gilt auch hier das Gleichniß von einem Baume. So lange er jung ist, läßt er sich biegen, wenn er aber schon stark ist, so kann man ihn nicht mehr biegen. Daher kommt ein altes Sprichwort:

wort: Jung gewohnt, alt gethan. — Und selbst an den Thieren können wir es sehen. — Warum hast du Sigmund den Scholi nicht aufwarten gelehret, da du doch deinen Petit gar tanzen gelehret hast?

Sigmund. Ja ich gab mir alle Mühe mit ihm, aber wenn ich ihn in die Höhe stellte, so purzelte er immer wieder um, und da kam einmal der Jäger dazu, der sagte gleich: ach der ist zu alt, der lernt nichts mehr, ich will ihm einen jungen Hund schenken, den kann er abrichten; darauf schenkte er mir den Petit noch ganz klein, und der lernte doch alles bald.

Fritz. Drum heißts auch: Was Hännschen nicht lernt, lernt Hanns nimmermehr.

Mutter. Ja, ja, merke dirs nur. Man kann auch sagen: Was Fritzchen nicht lernt, lernt Friedrich nimmermehr.

Karl. Aber Hanns und Gürge bereueten doch ihre Thorheit, und wollten sich im Ernst bessern, und doch —

Vater. Sollte das keines unter euch selbst errathen können, woher es kam, daß sie sich doch nicht besserten?

Sophie.

Sophie. Ich denke, weil sie ihren guten Vorsatz gleich wieder vergessen haben.

Vater. Richtig! Wenn ein Mensch auch den besten Vorsatz hat, so wird er denselben doch gewiß niemals ausführen, wenn er sich nicht fleißig daran erinnert, und sich selbst fragt: Hast du das Versprechen, dich zu bessern, gehalten? Und wie weit bist du mit deiner Besserung gekommen?

Amalie. Man hätte aber denken sollen, die große Noth, in der Hanns und Gürge waren, da sie bald hätten erhungern müssen, würde sie gelehrt haben, vorsichtig werden, wenn ihnen geholfen würde?

Vater. Auch das sehen wir alle Tage, liebe Kinder, daß die Menschen ihr voriges Unglück und ihre vorige Thorheit bald vergessen, wenn ihnen geholfen wird. Sollte sich keines von euch mehr des reichen Herrn von Pur erinnern, der hier am Eck in dem schönen Hause wohnte?

Amalie. O ja, ich weiß noch wohl, wie er fast alle Tage in den schönsten Kutschen vorbeyfuhr.

So-

Sophie. Ich weiß auch noch, daß mir keines von ihnen dankte, wenn ich ihnen noch ein so schönes Kompliment machte.

Karl. Ach nun erinnere ich mich auch. Die Kinder machten immer so großen Staat, und auch diese grüßten und dankten keinem Menschen.

Gottfried. Nun, und wie wars denn mit dem Herrn von Pur?

Vater. Er war der Sohn eines überaus reichen Kaufmanns, und seine Frau war auch sehr reich. Da wohnten sie zuerst auf dem Markt in dem großen blau- und weißen Hause, und man hielt ihn für den reichsten Mann im Lande; denn kein Mensch machte dergleichen Staat, wie er und die Seinigen, und überhaupt kein Mensch lebte in allem so prächtig. Aber auf einmal hieß es: Herr Pur hätte sein ganzes Vermögen durchgebracht; und so war es auch, und nicht nur sein Vermögen hatte er verschwendet, sondern auch noch so viele Schulden gemacht, daß die Schuldner über ihn und die Seinigen herfielen, und ihnen alles wegnahmen, was sie hatten; selbst ihre Betten und Kleider. Nun waren sie so tief im Elend, daß sie viele Nächte auf der bloßen Erde schlafen mußten, und daß er zu Nacht in einem schlechten Roquelore ohne Unterklei-

der zu seinen alten Bekannten schlich, und um Gottes willen sie um eine kleine Gabe zu Brod und Holz bat. Die Schuldner machten auch bekannt, daß das Haus sollte verkauft werden. Ehe es aber noch verkauft war, kam die Nachricht, daß die Frau von einem Oheim in Holland zweymal hundert tausend Gulden geerbt habe.

Christianchen. Ach wie froh bin ich, nur um der armen Kinder willen.

Gottfried. Ich fürchte nur, die Freude wird wieder nicht lange werden.

Vater. Nun hört nur. Herr Pur war also itzt reicher als zuvor; und fieng bald seine prächtige Lebensart wieder an. Ja es blieb nicht einmal dabey, sondern er ließ sich gar adeln, kaufte sich Kutschen und Pferde, verkaufte sein Haus, und kaufte das: da hier an der Ecke, ließ es aber fast ganz niederreißen, und bauete es so prächtig, daß itzt ein Fürst sich nicht schämen darf, darinn zu wohnen. Auch ein Landgut kaufte er, und baute einen kleinen Pallast darein. Von ihrer Kleiderpracht, ihren beständigen Schmausereyen und Lustbarkeiten will ich gar nichts sagen. Auf diese Art gieng nun abermal der große Reichthum bald zu Ende, und jedermann fürch-

fürchtete, sie bald im alten Elend zu sehen. Kein Mensch borgte ihnen mehr einen Kreuzer, und sie waren gezwungen, das Landgut schnell zu verkaufen, da er denn nicht einmal so viel davor bekam, als er hinein gebaut hatte. Aber dennoch lebten sie immer prächtig fort, und würden gewiß bald eben so im Elend gewesen seyn, als das erstemal, wenn nicht sein Bruder gestorben wäre, und sie also zum zweytenmale durch eine Erbschaft wären gerettet worden. Diese Erbschaft war aber mit der vorigen nicht zu vergleichen, es waren nur zehn tausend Gulden. Zwar immer ein schönes Vermögen für einen vernünftigen Mann, aber für einen, der einmal so unermäßliche Reichthümer durchgebracht hat, nur eine Kleinigkeit. Diese zehntausend Gulden waren daher in unglaublich kurzer Zeit alle, aber noch waren sie nicht klug. Zwar verkauften sie Kutschen und Pferde, behielten aber doch ein Pferd und ein kleines Kariol. Er selbst oder sein ältester Sohn machte den Kutscher, und so wurde denn das Spazierenfahren und Schmaußen immer noch fortgesetzt, wenn sie gleich gezwungen wurden, ein schönes Stück um das andere, und zuletzt auch ihr Haus zu verkaufen. —

Herr

Herr von Pur war nun eben so äußerst arm als ehemals Herr Pur. Entblößt von allem, irrten sie in seidnen Kleidern, welche aber, weil es ihre einzigen waren, voll Schmutz und Lumpen noch weit jämmerlicher aussahen, als sonst die elenden Kleider der Armuth, itzt umher. Aber auch dieß Elend brachte sie nicht zum Nachdenken, und wenn ihnen jemand aus Erbarmen eine Gabe zuschickte, so wendeten sie auch diese allzeit übel an, und verbrauchten auf einmal, wovon sie lange hätten leben können. Dadurch brachten sie sich um alles Mitleiden und Wohlthaten anderer, und starben zuletzt beyde im größten Elend, und ihre Kinder, welchen sie nichts nützliches haben lernen lassen, und die von Jugend auf Müßiggang und Wohlleben gewohnten, sind noch immer ein warnendes Exempel für andere.

Suschen. Ach! mir schauert die Haut!

Karl. Aber hat denn niemand den Herrn von Pur gewarnt?

Vater. Warum nicht! aber er nahm keine Warnung an, und ward denen feind, die ihn warnen wollten. Und gewiß wird ihn Gott auch oft, bald durch eine Predigt, bald durch das

Beyspiel eines andern, und am öftersten durch die Stimme seines Gewissens gewarnt haben. aber er hat alle diese Warnungen nicht angenommen, und die Stimme seines Gewissens betäubt.

Karlinch. Das verstehe ich nicht, lieber Vater, was das heißt: sein Gewissen betäuben?

Vater. Du weißt doch, was das Gewissen ist?

Karlinch. Ich weiß es nicht so recht, doch wenn ich etwas thörichtes thue, so ist mir angst, und es kommt mir vor, als spräche jemand leise zu mir: das ist nicht recht; thue das nicht!

Vater. Ganz wohl mein Kind. Diese Stimme hat Gott unser Schöpfer uns ins Herz gegeben, und die nennt man eben das Gewissen. Wenn dir nun dein Gewissen sagt: das ist nicht recht, und du gehorchest demselben — zum Exempel, du wolltest eine Unwahrheit sagen —

Sigmund. O da spricht mein Gewissen gleich: das ist nicht recht, wenn du lügst!

Vater. Nun gut — wenn du nun diese Unwahrheit nicht sagst, so hast du deinem Gewissen gehorchet. Sagst du aber die Unwahrheit doch, so betäubst du dein Gewissen. Thust

du

du das das erstemal, so wird es dir schwer werden. Solltest du aber so unglücklich seyn, es öfters zu thun, so würde es dir immer leichter werden, und zuletzt schweigt das Gewissen gar still, und das ist das größte Unglück, das einem Menschen begegnen kann; denn alsdenn hat er seinen besten Freund und Rathgeber verlohren, und ist in Gefahr, in die größten Laster zu verfallen. Darum freuet euch, liebe Kinder, wenn euer Gewissen recht laut in eurem Herzen spricht, und folget ja allezeit dieser göttlichen Stimme. Und sollte eines oder das andere so unglücklich seyn, sein Gewissen schon betäubt zu haben, o so lasset es euch von heute an aufs neue einen rechten Ernst werden, auf diese Stimme aufzumerken, und ihr zu gehorchen.

Die Kinder giengen alle gerührt aus einander, Lorchen aber behielt die Mutter zurück, weil dieselbe sehr heftig weinte.

Mutter. Was hast du denn zu weinen, liebes Lorchen?

Lorchen. Ach ich kanns nicht sagen, Sie würden mich sonst verachten, weil ich ein sehr böses Kind bin.

Mutter. Nein mein Kind, ich werde dich nicht verachten, sondern ich werde dich nur desto

lieber

lieber haben, wenn du deine Fehler erkennest, und dich bessern willst.

Lorchen. Ach meine Mama hat mir schon oft gesagt, ich sollte keine Unwahrheit reden, nichts ohne ihre Erlaubniß essen, und noch vieles, das ich oft thue. Nun sagte mir mein Gewissen wohl immer: das ist nicht recht! Aber doch habe ich es immer wieder gethan; und itzt höre ich diese Stimme gar nicht mehr; also werde ich wohl den Freund verlohren haben, nicht wahr?

(Sie fängt aufs neue an zu weinen.)

Mutter. Sey getrost, liebes Lorchen! es ist dein Ernst, dich zu bessern, da wird der Freund gewiß wieder kommen. Sey nur recht aufmerksam auf seine Stimme, und folge ihm itzt desto besser, so wird er dich nicht mehr verlassen, und du wirst ein recht gutes Kind werden.

Lorchen folgte der guten Mutter, und unterließ alles, was sie noch so gerne gethan hätte, so bald ihr ihr Gewissen sagte: es ist nicht recht. Und so wurde sie ein Kind, das von ihren Eltern und allen guten Menschen geliebt wurde.

Eilf=

Eilftes Gespräch.

Christianchen.

Werden Sie uns nicht heute von dem dritten Schneidersſohn erzählen?

August. Wir wollen auch wieder recht aufmerken, und wieder recht viel Gutes aus dem Mährchen lernen.

Vater. Was kann ich euch denn abschlagen, wenn ihr gute Kinder seyd.

So bald alſo der Beutel ins Amthaus gebracht worden, ſo giengen den ſämmtlichen Gäſten im Schneidershauſe die Augen auf, daß ſie nun zum zweytenmale betrogen ſeyen. Sie fielen alſo über Hannſen, der in tiefſter Betrübniß da ſtund, her, und behandelten ihn ſo unbarmherzig, daß ſein Kleid dabey völlig zu Grunde gieng; denn ſein Staat war ſchon ein Dorn in ihren Augen geweſen, als ſie noch einen guten Schmauß von ihm hofften; wie viel mehr itzt, da ſie von ihm angeführt waren, und ich weiß nicht, wie es dem armen Gürgen noch würde ergangen ſeyn, wenn es ihm nicht auf ein-

einmal geglückt hätte, da es finstere Nacht war, ihnen zu entschlüpfen.

Murrend und scheltend giengen sie itzt aus einander, und wiederholten einmal über das andere: sie hätten gar nichts bessers von ihm erwartet, und hätten beym ersten Tritt ins Haus es ihm wohl angesehen, daß er fast noch dümmer, als Gürge wäre.

Von der Betrübniß, die Hannsens Vater und Mutter empfanden, will ich itzt gar nichts sagen, ihr könnt euch sie leicht selbst vorstellen. —

Gürge gieng, seinen Bruder wieder aufzusuchen, und allein Konrad, der jüngste Sohn, wagte es seine Eltern zu trösten. — Itzt will ich in die Fremde gehen, Vater, sagte er, und will mir alle Mühe geben, mit ehrlicher Arbeit so viel zu verdienen, daß ich euch einst eure alten Tage noch erträglich machen kann. Gleich den folgenden Tag führte er seinen Vorsatz aus, machte sich auf den Weg, und ob er gleich schon sein Handwerk sehr gut verstund, so nahm er doch zuerst bey einem Schneider auf dem Lande Arbeit. Und nachdem er bey demselben ein halb Jahr gearbeitet hatte, so gab ihm sein Meister selbst den Rath, itzt in große Städte zu gehen,

weil er bey seinem Fleiß und Geschicklichkeit es bald sehr weit in seiner Profession bringen konnte.

Er gieng nach Paris, kam bald zu einem berühmten Meister, und wurde von demselben als ein Kind geliebt. Nachdem er hier auch eine ziemlich lange Zeit zugebracht, und sich nicht nur so viel verdient hatte, daß er sich immer gut kleiden konnte, sondern auch von Zeit zu Zeit seinen alten Eltern noch etwas zu schicken im Stande war, so gieng er weiter, und durchreißte beynahe die halbe Welt, und würde noch weiter gereißt seyn, wenn er nicht in England einen Brief von seinem Vater bekommen hätte, in welchem der Vater den Wunsch äußerte, ihn bald wieder bey sich zu haben.

Er eilte also als ein gehorsamer Sohn so eiligst als möglich nach Hause.

Als er schon sehr nahe an seiner Heymath war, so begegnete ihm in einem Walde ein Herr, der sich mit dem Pferde verirrt hatte. Er fragte Konraden, wohin er sich zu wenden hätte, um auf den nächsten Ort zu kommen? So sehr Konrad auch eilte, und so ermüdet er war, so wandte er doch sogleich wieder um, und zeigte dem Herrn den Weg aus dem Walde. Als sie

sie aus dem Walde heraus waren, so nöthigte der vornehme Herr Konraden einen Augenblick mit in sein Schloß, das in der Nähe war, zu kommen, und gab ihm einen Sack. — Hier hast du, sprach der Herr, einen kleinen Lohn für deine Dienstfertigkeit. Konrad wollte durchaus nichts annehmen. Der gnädige Herr aber sagte: Verachte mein Geschenk nicht, es kann dir einst große Dienste thun. In diesem Sack ist ein Prügel, und wenn dir jemand etwas zu Leide thun wird, so sprich nur: **Prügel aus dem Sack!** so wird dir mein Prügel gewiß bald Recht verschaffen. Konrad, der gerne mit jedem Menschen in Friede lebte, hatte ein schlechtes Vergnügen an diesem Geschenk; doch aus Höflichkeit nahm er es an, und eilte itzt aus allen Kräften nach Hause. Allein die Nacht überfiel ihn, und er mußte sich entschließen in einem Wirthshause zu übernachten. Kaum war er den folgenden Morgen erwacht, so hörte er, daß der Wirth und die Wirthinn in der Kammer schrecklich fluchten und zankten. —

Du bist so reich, sagte die Wirthinn, und ich soll doch immer in so elenden Kleidern gehen, daß du nur alles zusammenscharren kannst. Wem hast du denn deinen großen Reichthum

thum zu danken, als mir? Hab nicht ich dir den Rath gegeben, daß du das Tischchen und den Beutel austauschen solltest! — Du hast viel dabey gethan! sagte der Mann, hab ich es nicht zuerst entdeckt, und bekommst du denn nicht alle Tage das beste Essen von dem Tischchen, so gut als ich? — Weils dir nichts kostet, und du nur sagen darfst: Tischchen deck dich! — antwortete die Frau.

Auf diese Art zankten sie noch lange unter den schrecklichsten Flüchen und Verwünschungen fort, bis sie endlich einander gar in die Haare kamen, und zuletzt der Mann die Frau die Stiegen hinab warf. Konrad, der bey diesem Streit erfahren hatte, daß hier seiner Brüder ihr Tischchen und ihr Beutel geblieben wäre, sprang hinaus, und wollte Frieden machen; er kam aber zu spät. Er sagte also zum Wirthe: Ihr werdet in Zukunft nicht Ursache haben, euch mehr wegen diesen Sachen zu zanken, denn kurz das Tischchen und der Beutel gehören meinen Brüdern, und sogleich gebt mir solche, sonst soll es euch reuen. Der Wirth läugnete alles, und Konrad kam in einen heftigen Streit mit ihm, und zuletzt fiel der Wirth über ihn her, und würde ihm vielleicht noch ärger begegnet seyn,

seyn, als vorher seiner Frau; aber itzt rief Konrad geschwind: **Prügel aus dem Sack!** — sogleich kam der Prügel heraus, und überzeugte den Wirth so kräftig, daß er mit den demüthigsten Worten Konraden bat, Tisch und Beutel hinzunehmen, und nur den Prügel in den Sack zu stecken. — Konrad verwahrte seinen Vertheidiger wieder, und wollte so eben seine drey Wunderwerke, die er itzt beysammen hatte, einpacken, als die Wirthinn, die sich von ihrem Fall wieder erholt hatte, herein kam, und sich mit allen Kräften dawider setzen wollte. Konrad demonstrirte ihr mit aller Gelassenheit, daß erstlich diese Sachen seinen Brüdern gehörten, und zweytens sie und ihren Mann nur unglücklich machten, wie er aus ihrem Streite vor wenigen Augenblicken selbst gehört habe. Allein sie wollte nicht hören, sondern wollte so eben ihre Schätze mit ihren Fäusten und Nägeln vertheidigen, als sich Konrad gezwungen sah, zum zweytenmal zu rufen: **Prügel aus dem Sack!** — Sogleich machte sich der Prügel über die Wirthinn, bis sie Konraden eben so demüthig, als vorher ihr Mann, bat, seine Sachen hinzunehmen, und sie nur wieder von dem Prügel zu befreyen. Konrad wanderte itzt eiligst mit seinen Schätzen dem Schloß des gnädigen

Herrn zu, erzählte demselben die ganze Geschichte, und setzte hinzu: — Nehmen Sie, gnädiger Herr, die drey Geschenke zurück, denn ich sehe zum Voraus, sie würden nur meinen Brüdern zum Unglück gereichen. — Das würden sie — sagte der gnädige Herr, und darum verbiete ich dir, sie ihnen jemals zurück zu geben. Du aber verdienst sie alle drey zu besitzen. Du wirst sie weise gebrauchen, und so werden sie dich glücklich machen. Konrad wollte sich weigern, mußte aber doch zuletzt die drey Geschenke behalten.

Itzt eilte er mit größtem Ernst nach Hause. Die Freude hättet ihr sehen sollen, als die Eltern ihren wohlgerathenen Sohn nach sechs Jahren wieder sahen. Da gab es Umarmungen und Freudenthränen in unzählicher Menge.

Der Sohn erzählte, was ihm merkwürdiges hier und da, und zuletzt auch mit dem Prügel, Tischchen und Beutel begegnet war. Kaum hatte er das Tischchen genennt, als schon Gürge Ansprüche darauf machte. Vergeblich wiederholte ihm Konrad, was der gnädige Herr befohlen habe. Gürge war nicht zu besänftigen, und würde endlich Konraden noch sehr übel begegnet seyn, wenn ihn nicht dieser mit dem schreck=

schrecklichen Wort: Prügel aus dem Sack! — eiligst zur Raison gebracht hätte. Hanns war bey der Ankunft seines Bruders nicht zu Hause.

Als er kam und hörte, daß Konrad seinen Beutel habe, so machte er wie Gürge so lang Ansprüche darauf, und wurde endlich so hitzig, daß sich Konrad abermals gezwungen sah, ihn mit seinem: Prügel aus dem Sack zu überzeugen. Konrad blieb also in dem ruhigen Besitz des Tischchens und des Beutels, welche er aber alle beyde nur gebrauchte, um seinen alten Eltern, und andern Armen Gutes zu thun, und seinen Brüdern, wenn sie, so viel es von ihnen zu erwarten war, fleißig gewesen waren; denn sie waren nie im Stande, sich selbst zu ernähren. Doch gab ihnen Konrad niemals etwas, so lange sie nichts gearbeitet hatten.

Christianch. Hat denn Konrad die Nachbarn und Freunde nicht auch eingeladen, und sie einmal im Ernst traktirt?

Karl. O gewiß nicht! denn die warens gar nicht werth. Es waren böse, falsche Leute.

Sigmund. Bös und falsch? — Das hab ich nicht gehört. —

Karl.

Karl. Das hast du nicht gehört? Und ich habe mich immer so über ihre Falschheit geärgert, und doch auch darüber lachen müssen.

Luise. O! ich habe auch recht lachen müssen. So lange sie auf einen guten Schmaus hofften, hatten sie Gürgen und hernach auch Hannsen so lieb, konnten sich nicht genug freuen, ihn wieder zu sehen, und nicht satt werden, ihn zu loben.

Marie. Ja wohl! und hernach sagten sie doch, daß sie sich geärgert hätten, wie sie den Gürgen nur wieder gesehen haben, und sahen ihm die Dummheit in den Augen an, und so wars bey dem Hanns eben auch.

Vater. So machen es die Menschen gar oft, lieben Kinder, und wohl noch ärger. Sie genießen die größten Wohlthaten von jemanden, und sagen ihm tausend Schmeicheleyen. Kaum haben sie aber den Rücken gewandt, so wissen sie die nämliche Person, die sie diesen Augenblick so sehr gelobt haben, nicht genug zu verachten.

Fritzchen. O pfui! wie häßlich ist das! Giebt es denn viel so garstige Menschen?

Vater.

Vater. Ja, liebes Kind! und wohl recht viele, und ihr dürft allezeit etwas mißtrauisch seyn, wenn euch jemand so gar sehr lobt, denn das sind mehrentheils die, die bald darauf über euch lachen und schelten.

Wilhelmine. Aber Sie und unsere Eltern loben uns doch auch, wenn wir gut sind, und sie meynen es ja gut mit uns, und haben uns lieb.

Vater. Wir loben euch, um euch zu fernern guten Handlungen aufzumuntern, aber nicht, um uns bey euch einzuschmeicheln.

August. Wie kann ich aber das unterscheiden, wenn mich jemand lobt?

Vater. Das kannst du bald unterscheiden lernen. Es kommt auf die Person an, die dich lobt, und auf die Art, mit der sie dich lobt. Wenn eure Eltern oder andere wahre Freunde euch loben, so werden sie vielleicht sagen: Das hast du gut gemacht, mein Kind! so haben wir dich lieb. Sey immerhin so gut, gehorsam, fleißig, verständig, und dergleichen, so wirst du glücklich werden; so werden dich Gott und Menschen lieben. —

Karlinch. Nun ja, so spricht Mama auch zu mir, wenn ich artig und fromm bin. Aber die alte Marthe, die spricht immer: Ach das schöne Kind! es sieht aus wie ein Engelchen! Ach wie es wieder geputzt ist! O über das niedliche Röckchen! — und wenn ich mit ihr rede, oder ihr etwas vorlese, so sagt sie gleich: Ja das ist gewiß, das Kind hat Verstand, wie ein Engel, dergleichen giebt es sonst nirgend! Und so heißt es immer bey ihr. — Die wird also wohl auch gleich über mich schelten, wenn ich fort bin.

Vater. In diesen übeln Verdacht will ich die alte Marthe nicht bringen, gutes Kind! Es kann auch Einfalt von ihr seyn, daß sie so mit dir spricht. Aber darauf bauen darfst du niemals; und die Lobsprüche, die euch über eure Kleider, Stand, Reichthum oder Schönheit gemacht werden, die sind allezeit eine Beschimpfung, und zeigen, daß der, der euch um dergleichen zufällige Dinge lobt, sonst nichts wahres Lobenswürdiges an euch findet.

Mutter. Das merkt euch wohl, meine Lieben, und lasset euch durch dergleichen lächerliche Lobsprüche ja nicht stolz machen, daß ihr

etwan

etwan gar glaubt, ihr seyd in der That so vorzügliche Menschen.

Vater. Ja wohl, doch am allermeisten hütet euch vor dem häßlichen Laster der Falschheit. — Ich muß aber sagen, daß dieses Laster weit allgemeiner ist, als man denken sollte. Die wenigsten Menschen sind ganz davon frey, und unsere gewöhnlichen Komplimente sind gar oft wahre Falschheiten.

Amalie. Das hab ich auch schon oft gedacht, denn wenn man Komplimente macht, so sagt man öfters jemanden etwas, das doch nicht ganz Wahrheit ist.

Vater. Das ist aber allezeit nicht recht. Man sollte sich auch in Komplimenten immer der Aufrichtigkeit und Wahrheit befleißigen.

Sigmund. Aber lieber Vater! man darf den Leuten ja doch nicht ins Gesicht sagen, was man denkt.

Vater. So muß man doch auch keine Lügen sagen. Einem Menschen zum Exempel, der ein häßliches Gesicht hat, hat man zwar nicht nöthig zu sagen: Du bist häßlich; aber wer heißt mir zu sagen: Er sey schön, wie ein Engel? Oder wenn jemand zu mir kommt,

der

der mir itzt eben unangenehm ist, so werde ich ihn nicht versichern, daß es mir sehr lieb ist, daß er kömmt; sondern ich werde lieber sagen, ich freue mich, ihn gesund zu sehen, und das wird hoffentlich immer Wahrheit seyn, daß wir uns über anderer ihre Gesundheit freuen.

Anton. Letzthin hat unser Herr Hofmeister gesagt: Die Menschen wären oft sogar gegen Gott falsch.

Karlinch. Nein, Vater! das ist aber gewiß nicht so, daß ein Mensch gegen Gott falsch ist.

Vater. Warum kommt dir das so unglaublich vor?

Karlinch. I! Gott kann man ja nicht anlügen. Er weiß ja alles besser, als wir.

Vater. Du hast Recht, meine Liebe! Aber das vergessen die Menschen gar oft.

Mutter. Höre einmal, liebes Karlinchen, du gehst so fleißig in die Kirche, was thust du denn da?

Karlinch. Singen, beten und zuhören.

Vater. Wirklich thust du das? Die Absicht ists freylich, warum man in die Kirche geht. Aber ich fürchte! ich fürchte!

Mutter. Ja, ja, ich fürchte auch, daß mein gutes Karlinchen oft mehr an die Kleider und Hauben ihrer Nachbarinnen denkt, als an das was gesungen und gepredigt wird.

Vater. Nun seht Kinder! so oft wir in die Kirche gehen, so ists eben so viel, als sagten wir zu Gott: — Lieber Gott! ich komme hieher, um etwas zu lernen, daß ich frömmer und besser werden kann, und um dir für das Gute zu danken, das du mir gegeben hast; und dergleichen. — Sitzt ihr nun aber in der Kirche, und denkt an andere Sachen, so seyd ihr ja falsch gegen Gott.

Sophie. Nicht wahr? Wenn man die Hände zusammen leget, und betet mit dem Munde, und hat doch andere Gedanken dabey, so ist das auch eine Falschheit gegen Gott?

Vater. Ja das ist das nämliche.

Karl. Und die Leute, die das thun, das sind Heuchler; nicht so?

Vater. Diejenigen, die gar nicht die Absicht haben zu beten, sondern nur aus Gewohnheit, oder gar um von andern für fromm gehalten zu werden, in die Kirche gehen, oder die Hände falten; das sind die allerschänd-

lich-

lichsten, verächtlichsten und abscheulichsten unter allen Menschen, das sind Heuchler.

Karlinchen (stehen die Thränen in den Augen.) Ach lieber Vater! ich denke wohl, wenn ich in die Kirche gehe, ich will recht aufmerksam seyn; aber ich vergesse es nur wieder.

Vater. Das wollte ich eben noch hinzusetzen, daß es oft auch aus Leichtsinn herkommt, daß Kinder und erwachsene Personen, zwar aus der besten Absicht in die Kirche gehen, oder zu beten anfangen, und doch ihre Gedanken herumschweifen lassen; und das wird bey euch, wie ich hoffe, der Fall seyn, wenn ihr unaufmerksam seyd. Aber ihr habt alle Ursache, euch diesen Leichtsinn abzugewöhnen, weil sonst daraus gar leicht auch Heucheley werden kann. —

Nun aber genug für heute. — —

Du, Fritze, hast letzthin der Mutter eine so schöne Fliege aus dem Garten mitgebracht. Itzt kommt einmal her, ich will euch etwas recht herrliches zeigen. Seht, hier ist ein Vergrößerungsglas, darunter lege ich einen Flügel von der Mücke. Sieh hinein, Karl, was siehst du?

Karl. O herrliche kleine Kügelchen, worinn viele tausend Härchen stecken, und die Adern in den Flügeln sehen wie Bäume.

Vater. Nun seht ihr alle auch hinein, eines um das andere. — Itzt will ich aber den Flügel mit Wachs an eine Nadel stecken, daß er etwas schief gegen das Licht zu stehen kommt, und unten alles finster machen. Itzt Amalie! sieh du zuerst hinein.

Amalie. O wie prächtig! ich sehe den schönsten Regenbogen!

(Alle sehen hinein, und können die schönen Farben nicht genug bewundern.)

Gottfried. Aber woher kommen diese Farben?

Vater. Eben die kleinen Kügelchen auf dem Flügel verursachen, wenn sie schief gegen das Licht stehen, diese Farben, weil sich die Lichtstralen in demselben brechen. Itzt will ich den Flügel wieder gerade legen, was seht ihr nun?

Alle. Nichts! nichts!

Vater. Das kommt daher, weil itzt die Sonne drüber wegscheint. Aber itzt stelle ich ihn wieder schief.

August. O itzt sind die Farben wieder da.

Vater. Eben so ists auch bey dem Regenbogen. Ist itzt ein Regenbogen am Himmel?

Hännschen. Nein! es hat ja heute nicht geregnet.

Vater. Aber wenn es regnet, ist denn allezeit einer zu sehen?

Alle. Nein!

Vater. Warum giebt es nicht allezeit einen Regenbogen, so oft es regnet?

Mariechen. Ja es muß auch hernach die Sonne scheinen.

Vater. Nun wohl! wenn also die Sonne in den Regen hinein scheint; so können die Stralen nicht durchfallen, sondern brechen sich in den Regentropfen, und daher entstehen die schönen Farben. Geh Sophie, und bring ein Glas Wasser! und du Sigmund einen Bogen Papier. Die beyden Kinder brachten bald ein Glas Wasser. Dieses setzte der Vater ins Fenster, daß die Sonne hineinschien, und den Bogen Papier legte er auf die Erde; gleich waren die schönen Farben auch auf dem Papier.

Alle. O itzt sieht es hier auf dem Papier auch wie ein Regenbogen! Und seht, seht wie itzt alle die Farben zittern!

Vater. Woher kömmt dieß wohl?

Karl. Weil das Wasser bewegt wurde, in welches die Sonne hineinscheinet.

Mutter. Nun Wilhelmine, bringe du ein Näpfchen mit Wasser, und ein Stück Seife, und du Fritze einige Tabackpfeifen, dann geht ihr zusammen in den Garten, und macht Seifenblasen. In denen werdet ihr die nämlichen Farben sehen; denn in denselben brechen sich auch die Lichtstralen. Nun stellt euch vor: die Blasen sind Regentropfen, so werdet ihr leicht begreifen, wie es zugeht, daß der Regenbogen so herrliche Farben hat.

Julchen. O Sie machen uns heute viele Freude.

Vater. Noch mehr Freude werdet ihr haben, wenn ihr euch bey jeder Fliege, über die so viel Menschen verächtlich wegsehen, oder sie wohl gar quälen, erinnert; wie groß Gott im kleinen ist, und daß dieser Gott euer Vater ist, und für euch noch weit mehr sorgt, als für eine kleine Fliege.

Zwölftes Gespräch.

Lorchen.

Lieber Vater! ich muß Sie doch noch etwas fragen, das mir bey dem Mährchen eingefallen ist.

Vater. Je mehr ihr zu fragen habt, je lieber ist es mir. Wie lautet denn deine Frage?

Lorchen. Sie sagten uns immer: dergleichen Sachen, wie das Tischchen und der Beutel würden die Menschen nur unglücklich machen, und doch sagte der gnädige Herr zu Konraden: Du verdienst alle drey Geschenke, du wirst sie weise gebrauchen, und so werden sie dich glücklich machen.

Vater. So viel Wahrheit auch immer in meinem Mährchen versteckt ist, so ist es doch nur ein Mährchen, und das bleibt allezeit gewiß, wenn es wirklich dergleichen Wundersachen in der Welt gäbe, die würden die Menschen unglücklich machen. Aber es giebt doch eine gewisse Art von dergleichen, und diese sind eigentlich in dem Mährchen gemeynt.

Sig=

Sigmund. O Vater! wo sind sie denn zu finden?

Sophie. Ich wette, ich weiß es; wenn jemand reiche Eltern hat, oder ungefähr eine reiche Erbschaft bekommt; wie z. E. Herr Pur, so ist das der Beutel und das Tischchen, und wenn man viel Gewalt über andere hat, das ist der: Prügel aus dem Sack. Nicht wahr, Vater? —

Vater. Du hast den Sinn des Mährchens gut errathen. Diese Glücksgüter sind eigentlich in dem Mährchen gemeynt. Diese machen zwar auch die Menschen unglücklich, die sie nicht weise gebrauchen. Wem sie aber Gott giebt, der hat sie mit Dank zu erkennen, denn den, der sie weise gebraucht, machen sie glücklich.

August. So darf man sich ja doch wünschen reich und mächtig zu werden.

Vater. Liebes Kind! da derjenigen so wenige sind, die große Glücksgüter weise gebrauchen, und wir uns viel zu wenig kennen, als daß wir sagen können, wie wir dieselben anwenden würden; so ist es das beste, wir überlassen es Gott, und bemühen uns nur, das, was wir schon besitzen, gut anzuwenden; dadurch werden wir am besten lernen, größere Güter,

wenn

wenn sie uns Gott geben sollte, ebenfalls gut anzuwenden.

Auch um deswillen ist dieser Wunsch gefährlich, weil er uns leicht unzufrieden mit unserm gegenwärtigen Schicksal machen kann. Und diejenigen, die sich auf dergleichen Hoffnung machen, versäumen darüber mehrentheils ihre Geschäfte und Beruf, oder verschwenden in Hoffnung größerer Reichthümer, ihr gegenwärtiges Vermögen, und gerathen dadurch oft ins bitterste Elend, wie Hanns, der ausreißte, um den Beutel zu bekommen.

Hännsch. Und nicht wahr, Vater, wenn man viel Geld hat, so muß man sich immer fürchten, daß es nicht gestohlen wird, wie es in dem Liedchen von Hamster heißt?

Vater. Nun so sag uns das Liedchen!

Hännschen.

Ich sah, ein Mann grub einen Hamster aus.
Wie voll Getraide war sein Haus!
Das ist, rief er, was wir erwartet haben,
Darum hab ich dir nachgegraben.

Gieb mir Geschick, so viel ich brauchen kann!
Der Ueberfluß treibt andre an
Mich zu verfolgen, um ihn zu besitzen,
Und ich könnt ihn vielleicht nicht nützen.

August.

August. Nun so will ich mir auch keine großen Glücksgüter wünschen; aber das ist doch gewiß, daß reiche und vornehme Personen weit mehr und größere Vergnügen genießen können, als andere.

Vater. Darauf habe ich schon geantwortet. Ich will euch aber bey Gelegenheit noch mehr davon sagen. Itzt will ich nur fragen: ob ihr nicht Lust habt, morgen wieder eine kleine Reise mit uns über Land zu machen?

(Gleich hiengen alle bis auf Anton und Amalien dem Vater und der Mutter um den Hals, und riefen voller Freude:) O Morgen! morgen! eine Reise. O Sie guter bester Vater! gute liebe Mutter! o wie freuen wir uns!

Anton und Amalie. Wir können aber nicht dabey seyn. Wir fahren morgen auf einen Ball.

Vater. Auch du Wilhelmine?

Wilhelmine. Nein, ich kann noch nicht tanzen.

Vater. Nun so ists gut, daß wir eben morgen reisen, so darfst du doch nicht allein zu Hause bleiben. Kein so glänzendes Vergnügen kann ich dir aber freylich nicht versprechen, als deine Geschwisterchen haben werden.

Wilhelmine. Ich freue mich doch recht sehr.

Vater. Nun Kinder, so kommt nur recht frühe, daß wir in der Kühle reisen können. ——

Der folgende Tag war kaum angebrochen, als Sophie und Luise schon ihre Betten verliessen. Und so früh Herr und Frau H. sonst aufstunden, so waren ihnen die beyden Mädchen doch dießmal weit zuvor gekommen; sie kamen an die Thüre ihrer Schlafkammer, und weckten die guten Eltern und auch die Brüder auf. Die letztern, die sonst den Schlaf sehr liebten, waren den Augenblick da, aber die Eltern stellten sich, als wenn sie nicht zu erwecken wären. Das machte denn den Kindern viele Sorge. Doch auf einmal gieng die Thüre auf, und Vater und Mutter traten schon angekleidet heraus. Da hättet ihr den Jubel sehen sollen, den die Kleinen hatten. Nun eilten sie auch, sich völlig anzukleiden, sie hatten aber kaum noch Zeit dazu, als schon eines ums andere von der kleinen Gesellschaft ankam, und bald, bald waren alle versammelt, und wanderten mit Herrn und Frau H. dem Thore zu.

Schon

Schon waren sie am Thore, als eine Kutsche, die ganz von Golde zu seyn schien, vor ihnen vorbey rollte.

Ach! sagte Wilhelmine, das ist eine von den Hochzeitkutschen. Vielleicht fahren heut meine Geschwisterchen in der nämlichen. August seufzte, und ihm war sein heutiges Vergnügen nun schon etwas verbittert, weil er nicht auch in einer so prächtigen Kutsche fahren konnte. Der Vater führte sie dießmal auf ein ganz nahes Dorf, nach welchem der Weg bey den herrlichsten Kornäckern vorbey führte. Er lehrte sie hier die verschiedenen Getraidarten kennen, und sie erinnerten sich, was ihnen Karl vom Getraide und Brod erzählt hatte. So kamen sie denn, ehe sie sich es versahen, auf dem Dörfchen an.

Hier waren zwar diesesmal keine blühenden Bäume mehr, aber einen desto reizendern Anblick gaben den Kindern die Kirschbäume, auf denen viele tausend zeitige Kirschen hiengen, und die Hecken voll Johannisbeeren. Itzt giengen sie in das Haus einer freundlichen Bäuerinn, die sie mit ihren gesunden muntern Kindern liebreich bewillkommte, und ihnen auf Verlangen der Mutter Butter und süße Milch auftrug.

Das schmeckte ganz herrlich. Lange hielten sie sich aber doch dabey nicht auf, sondern eilten in den Garten; hier fanden sie den Bauer mit seinen Knechten und Mägden beschäftiget, die Wiese abzumähen. Eines und das andere bekam Lust, auch einen Versuch mit dieser Arbeit zu machen, sie sahen aber bald, daß sie dieselbe nicht lange würden treiben können, zumal, da es itzt schon ziemlich heiß wurde. Doch machten alle, auch die allerkleinsten einen Versuch, sie stellten sich aber zum Theil so ungeschickt dazu, daß die Bauern und die andern Kindern genug zu lachen hatten.

Da ihnen durch dieses Geschäfte sehr warm geworden war, so könnt ihr euch leicht vorstellen, was das für ein Vergnügen war, als ihnen die Mutter ein Wäldchen zeigte, das gleich an den Bauernhof anstieß. Alles eilte dahin, und erquickte sich in dem kühlen Schatten. Noch größer aber wurde ihre Freude, als das kleinste Mädchen der Bäuerinn mit einem großen Korbe voll Kirschen und Johannisbeeren kam, und die Mutter dieselben unter sie austheilte. In einiger Entfernung von ihnen, spielten muntere Bauernkinder. Herr H. machte seine Lieblinge darauf aufmerksam, daß diese Kinder eben so ver=

vergnügt bey ihrem Spiele waren, als die vornehmsten und reichsten Kinder in der Stadt nur immer seyn können, ja daß aus ihren gesunden fröhlichen Gesichtern zu schließen wäre, daß sie in der That noch weit glücklicher, als jene seyen.

Wir sind aber doch viel glücklicher als diese Kinder, sagte Gottfried, und fiel dem Vater um den Hals. — Ja wohl, riefen alle, und erstickten Vater und Mutter fast mit ihren Küssen. Wir sind noch glücklicher, weil Sie uns lieb haben, und immer so schöne Sachen erzählen.

Vater. Ihr kleinen Schmeichler! ich soll euch gewiß wieder etwas erzählen?

Alle. O ja! ja! o guter bester Vater! wir wollen recht aufmerken.

Vater. Nun wohl, so setzt euch. —

„Eine Bäuerinn hatte zwey Mädchen; die eine davon war ganz außerordentlich schön, die andere aber, die zwar auch ein munteres gutes Gesichtchen hatte, war mit ihrer Schwester gar nicht zu vergleichen. Kaum waren die beyden Mädchen etwas erwachsen, als jedermann die schöne Lise immer lobte und bewunderte. Alle Nachbarinnen sagten ihr täglich vor, wie

schön

schön sie sey, und wenn Leute aus der Stadt auf ihr Dorf kamen, so blieben sie stehen, und bewunderten Lischen, so bald sie sich nur sehen ließ, die arme Lene aber blieb immer unbemerkt. Die Folge war, daß Lischen stolz wurde, jedes Kind verachtete, das nicht so schön, als sie war, allen denen, die sie nicht bewunderten, feind ward, und nichts lernen und arbeiten mochte, weil sie ihr größtes Vergnügen darinn fand, herum zu gehen, und sich bewundern zu lassen. Lenchen hingegen lernte und arbeitete desto fleißiger, weil sie sich doch dadurch manchmal einen kleinen Lobspruch von der Mutter oder dem Schulmeister verdiente, sie war gegen jedermann freundlich und dienstfertig, und erwarb sich bald die Liebe aller derer, die sie kennen lernten. Und durch ihre Aufmerksamkeit in der Schule lernte sie Gott täglich besser erkennen und lieben. So wurden die beyden Mädchen groß, und es blieb immer dabey: wer sie zum erstenmal sahe, bewunderte Lischen, und ließ Lenchen stehen. Wer sie aber kennen lernte, mußte Lenchen lieben, und Lisen, wo nicht gar verachten, doch bedauern, daß sie so verderbt war.

Karlinchen. Hören Sie, lieber Vater, so bald ich nach Hause komme, will ich die Mama bitten,

bitten, daß sie der alten Marthe verbietet, mich immer so zu loben, damit ich keine Lise werde.

Vater. (lächelnd.) Da thust du wohl, liebes Kind! —

Eines Tages war Lene in dem Stall beschäftiget, die Kühe zu melken, und Lise stund unter der Thüre, und sah, ob keine Fremden kommen, und sie bewundern wollten, als eine arme Frau auf sie zukam, und sie um ein Allmosen bat. Lise gab keinem Armen etwas, als nur denen, die ihre Schönheit lobten, sie schalt also die arme Frau fort. Dieß hörte Lene, und sagte, indem sie heraus gieng, und der armen Frau etwas gab, zu ihrer Schwester: Liebe Lise! wenn du der armen Frau nichts geben willst, so begegne ihr doch nur nicht hart. Und als sie sah, daß die Alte so gar arm und elend war, so gab sie ihr ihren ganzen Reichthum, ohngefähr vier Kreuzer. Sie redete freundlich mit ihr, und half ihr, sich niedersetzen, lief auch zur Mutter hinein, und bat um Erlaubniß, der armen Frau ein Töpfchen Milch, und ein Stück Brod geben zu dürfen. Unterdessen, daß sie so mit der armen Frau beschäftiget war, kam eine Kutsche gefahren, worinn zwey vornehme Damen saßen, welchen Lise gleich in

die

die Augen fiel, und da die eine Dame eben ein Kammermädchen suchte, so sagte sie zu ihrer Begleiterinn: Ich hätte große Lust, dieses schöne Mädchen mit mir zu nehmen, und ich wollte sie dann gewiß glücklich machen. Indem die Dame dieses sagte, so kam eben die arme Frau, und bat um ein Allmosen, und als diese hörte, was die gnädige Frau von Lisen sprach, so sagte sie: Ach Ihr Gnaden verzeihen, daß ich mich unterstehe, Sie zu bitten, wenn Sie eine von den beyden Mädchen mitnehmen wollen, diejenige zu nehmen, die weniger schön ist, als die andere, denn die hat ein gutes Herz. Hierauf erzählte sie alles, wie ihr die beyden Mädchen begegnet waren. Auf die Dame aber, welche etwas geizig war, machte dieses keinen andern Eindruck, als daß sie in ihrem Vorsatz Lischen mitzunehmen bestärkt wurde. Sie ließ auch gleich die Bäuerinn und Lisen zu sich holen, und entdeckte ihnen ihre Gesinnung gegen diese. Lischen, der schon längst die Bauernkleider und der Bauernstand zuwider war, nahm den Vorschlag mit allen Freuden an; zumal da sie sich im Geist schon Hoffnung machte, bald selbst eine vornehme Dame zu werden. Die Mutter verlangte sie auch nicht zu hindern, da sie ohnehin in ihrem Hauswesen keine Hülfe

von

von ihr hatte. Die andere Dame hörte dieß alles stillschweigend mit an. Ihr hatte das, was die arme Frau von Lenchen erzählt hatte, sehr wohl gefallen, und sie hatte sich den Vorsatz gefaßt, diese mit sich zu nehmen, und ihr gutes Herz zu belohnen.

Marie. O wie froh bin ich, daß Lenchen belohnt wird, ich habe sie gar lieb.

Sigmund. Ich auch, und das hat mir gar wohl gefallen, daß sie nicht nur der armen Frau Geld gab, sondern auch freundlich mit ihr redete.

Julchen. Ja, und ihr half niedersitzen.

Mutter. Einem Armen ist es auch oft weit größeres Vergnügen, wenn man freundlich mit ihm redet, und sich seine Noth erzählen läßt, oder ihm, so wie hier Lene, eine Hand reichet, als eine Gabe von Gold. Und ein solches Betragen gegen Arme ist oft ein weit größerer Beweiß von einem guten Herzen, als wenn man ganze Hände voll Geld unter die Armen auswirft. Wie gieng es aber weiter mit Lenchen, guter Vater?

Vater. Die Dame, die so gute Gesinnung vor sie hatte, ließ sie zu sich rufen, und sagte ihr, daß sie sie mit sich nehmen, und vor ihr

Glück

Glück sorgen wollte. **Lene** sah ihre Mutter an, und sprach zu der **gnädigen** Frau: Ich danke Ihnen, daß Sie so gnädig vor mich gesinnt sind. Es wäre eine große Ehre vor mich, wenn ich Sie begleiten dürfte; aber ich kann meine Mutter nicht verlassen. Sie hat niemanden als mich, der ihr dienet, und da sie so viel Mühe gehabt, mich groß zu ziehen, so ist es billig, daß ich ihr itzt auch alle Lasten erleichtere.

Mutter. Merkt euch das ja recht, ihr Lieben! Euch alle haben eure Eltern mit viel Mühe und Kosten bisher erzogen, und wenden noch immer so viel Sorgfalt und Kosten auf euch. Wie undankbar würdet ihr also seyn, wenn ihr nicht auch aus allen Kräften euch befleißigen wolltet, ihnen wieder alle mögliche Dienste zu thun.

Lorchen. Unsere größern Schwestern können das wohl; aber wir sind noch zu klein.

Mutter. Nein, gute Kinder, von euch ist keines mehr zu klein, ihr alle könnt euren Eltern schon etwas herbeybringen, daß sie nicht selbst darnach gehen dürfen. Ihr Mädchen könnt auch alle schon etwas nähen und stricken; wenn ihr nun fleißig darinnen seyd, so könnt

ihr doch schon etwas verfertigen, das eure guten Mütter selbst machen oder bezahlen müßten.

Hännsch. Aber was sollen wir thun? Wir können nicht stricken und nicht nähen.

Vater. Aber doch euren Eltern ein und anderes in die Hände tragen, vielleicht da oder dort für sie hingehen, ihnen etwas vorlesen, oder etwas abschreiben. Wer so viel Liebe gegen seine Eltern hat, wie mein Lenchen für ihre Mutter, dem wirds sein Herz schon sagen, was er thun kann. —

Nun! die gnädige Frau sagte zu Lenchen: Deine Mutter will ich auch versorgen, und dich will ich in der Stadt recht glücklich machen. Gnädige Frau! antwortete Lenchen, ich wünsche mir kein größeres Glück, als das, meiner Mutter zu dienen, und einst eine ehrliche Bäuerinn zu werden. — So will ich dich hier versorgen, sagte die gnädige Frau, und machte gleich Anstalt, den Bauernhof, wo Lenchens Mutter zur Miethe wohnte, für Lenen zu kaufen. Sie kaufte ihr auch noch eine Wiese, einen Acker, und einige Stücke Kühe und Ochsen dazu. Lene fiel der gnädigen Frau zu Füßen, und dankte ihr. Lise aber lachte ihre Schwester

aus, daß sie erwählt hatte, eine Bäuerinn zu bleiben. Sie reisete mit ihrer gnädigen Frau in die Stadt, und ward Kammermädchen. Da hättet ihr sehen sollen, wie sie sich vor dem Spiegel brüstete, als sie das erstemal eine Haube, wie die Jungfern in der Stadt, aufhatte. Sie machte sich sichere Rechnung, itzt bald eine vornehme Dame zu seyn, und es glückte ihr auch in der That, daß ein vornehmer Herr sie um ihres schönen Gesichtchens willen heyrathete. Nun dünkte sich Lise die glücklichste Person in der Welt zu seyn, und fieng bald an, alle Menschen zu verachten, und auch sogar der Dame, der sie alles zu danken hatte, begegnete sie stolz und undankbar. Aber ihr vermeyntes Glück dauerte gar nicht lange. Ihr Mann ward ihr Gesicht bald gewohnt, und lernte einsehen, daß er eine stolze Närrinn zur Frau habe, und er verachtete sie daher bald eben so sehr, als er sie vorhin geliebt hatte. Lise, die um ihres Stolzes willen keinen einzigen Freund mehr hatte, wurde von jedermann so verachtet, daß sie es zuletzt nicht mehr aushalten konnte, sondern sich entschloß, auf ihr Dörfchen zurück zu kehren. Und weder ihr Mann, noch sonst jemand verlangte sie zurückzuhalten. So bald sie zu Hause ankam, so kam ihr ihre Schwester

entgegen, und Lise konnte sich des Neides nicht enthalten, als sie sah, wie gesund, vergnügt und glücklich diese aussah. Lene hingegen wollte sich gar nicht besinnen, daß das ihre Schwester seyn sollte, so hatte sie Gram und Verdruß verändert. So bald sie dieselbe aber erkannte, fiel sie ihr um den Hals, und freuete sich recht herzlich, sie wieder zu sehen. Sie führte sie darauf zu der alten Mutter, welche sie auch mit aller Liebe aufnahm. Und nun lernte erst Lise einsehen, wie glücklich und klug ihre Schwester gewählt hatte; denn diese hatte einen Bauern geheyrathet, der eben so gottesfürchtig und fleissig als sie war, mit dem sie Arbeit, Freude und Leid theilte, und der sie, so wie sie ihn, herzlich liebte. Auch hatte Lene schon zwey Kinder, die ihr Glück sehr vermehrten. Lise ward täglich mehr überzeugt, daß wahre Frömmigkeit, Fleiß und Zufriedenheit die Menschen weit öfter glücklich machen, als Schönheit, Stand und Reichthum.

Der Vater hatte diese Erzählung kaum geendigt, als die Bäuerinn kam, um ihnen zu sagen, daß sie angerichtet habe.

Alles eilte nun in die Wohnung derselben, und sie fanden den reinlichen Tisch mit guten

Klößen,

Klößen, und geräuchertem Schweinfleisch besetzt. Bauer und Bäuerinn mußten sich nebst ihren Kindern, Knechten und Mägden auch an den Tisch setzen, und da hättet ihr die zwey Tische voll Menschen sehen sollen. Bald wäre die sehr geräumige Bauernstube zu klein geworden. Jedes war herzlich vergnügt, und ließ sichs recht wohl schmecken. Nur August konnte sich nicht ganz aufheitern, weil er immer dachte, was Amalie und Anton itzt für delikate Speisen genießen würden, wie sie geputzt seyn, und sich durch die glänzende Gesellschaft und Tanz vergnügen würden.

Das Vergnügen unserer kleinen Freunde wurde durch die Bauernkinder um vieles vermehrt, und sie mußten dieselben recht sehr bewundern, indem sie zwar keine feinen Sitten hatten, aber doch freundlich, höflich, und ihren Eltern auf jeden Wink gehorsam waren.

Der Vater sagte daher auch zu dem Bauern: Er hat sehr gute Kinder, die werden ihm gewiß viele Freude machen.

Bauer. Ja, die sind unser größter Reichthum! — Wir können sie nur nicht so gut erziehen, wie die Leute in der Stadt.

Vater. Mich wundert, guter Mann, daß er es bey seinen vielen Arbeiten so weit bringen kann.

Bauer. Unsere Kinder müssen halt, wenn sie nicht in der Schule sind, immer bey uns bleiben, wir mögen aufm Feld oder zu Hause, oder im Wald seyn, überall gehens mit. Die Größern müssen schon ein Bissel helfen, und die Kleinen spielen um uns her, und wenn ich zu Nachts heimkomme, so beten und lesen sie mir, was sie in der Schule gelernt haben, und wer fromm gewesen ist, dem erzähle ich was, und da essen wir Brod und Erdäpfel dazu, und sind vergnügter, als unser Junker bey seinem Braten und Pasteten.

Fritzchen. Aber spielen denn seine Kinder nicht mit den andern im Dorfe?

Bauer. Nicht viel. Es giebt gar viel böse Kinder, und ich denk immer: Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten!

Unter dergleichen Gesprächen wurde die Mahlzeit verzehrt, und nach derselben erlaubte der Bauer seinen kleinen Gästen, daß sie sich selbst so viel Johannisbeere pflücken, und Kirschen von den Bäumen schütteln durften, als sie

Appetit hätten. Das war ein Jubel, den ich nicht beschreiben kann, und die Mutter, die genau auf sie Acht gab, war mit der Bescheidenheit und Mäßigkeit, die alle dabey bezeigten, sehr zufrieden. Sie hüpften und spielten im Garten umher, und giengen darauf noch ein wenig im Dorfe und der Gegend spazieren, und da ihnen, wenn sich gleich diesen Nachmittag die Sonne unter die Wolken versteckt hatte, doch ziemlich warm wurde, so ruheten sie in ihrem lieben Wäldchen wieder aus. Um sie auch itzt nicht ganz müßig zu lassen, gab ihnen der Vater wieder einige Räthsel auf, zum Exempel:

Mein Anfang ist schon alt, mein End wird nie entstehn.
Ich bin erschrecklich und doch schön,
Ja ich bin selig und unselig:
Ich mach betrübt, und mache fröhlich!
Ich nehme alle Menschen ein,
Wenn mich gleich viele Menschen scheun.
Man kann und wird mich nie ergründen,
Und doch wird man in mir den Anfang und das Ende finden. —

Mein hoher Flug läßt sich auf Große und auf
Kleine nieder,
Doch ists sehr bald um mich geschehn;
Wer mich verliert, findt mich, so lang er lebt,
nicht wieder,
Drum muß man immer auf mich sehn.

Nur vorwärts geht mein schneller Schritt,
Und rückwärts geh ich nie.
Wer klug ist, nimmt mich eilends mit;
Denn man erkauft mich nie.
Ich bin so lang die Erde steht,
Und bringe was man sieht.
Ich bleibe, bis die Welt vergeht,
Und flieh, wenn alles flieht.

Auf mich, auf mich kommt alles an,
Was man sich nur erdenken kann.
Ich bin mit Segen und mit Fluch beladen,
Mich kann kein Sterblicher entrathen:
Doch kehr ich nicht bey allen ein,
Und pfleg nicht jedem nütz zu seyn:
Braucht man mich gleich zu allen Sachen,
Ein jeder muß mich selber machen.

Mich kann niemand entbehren, und doch kann ich jedermann verderben; ich fresse ohne mich zu bedanken, was ich finde, und sterbe, wann man mir zu trinken giebt.

So gerne sie immer noch länger geblieben wären, so war es itzt doch Zeit, an die Nachhausreise zu denken. Sie nahmen also von den guten Bauersleuten Abschied, und machten sich vergnügt auf den Weg.

Als sie noch nicht weit vom Dorfe entfernt waren, kam ein junger Mann auf sie zu, und bat um ein Almosen. Sein Ansehen war bleich, und so, daß man ihm den Hunger und große Noth, in der er sich befand, wohl ansah. Aber doch hatte er gerade und gesunde Glieder. Der Vater und auch einige der Kinder gaben ihm etwas. Ihr seyd gewiß in sehr kümmerlichen Umständen? — sagte der Vater zu ihm.

Bettler. Ja wohl, elender als ich ist auf Gottes Erde gewiß keiner!

Vater. Ich wollte wünschen, daß ich euer Elend lindern könnte. Habt ihr nicht Lust? —

Bettler (fiel Herrn H. in die Rede.) Lust etwas zu arbeiten, wollen Sie sagen? Hätt wohl Lust, wenn ich könnte. —

Vater. Ihr seyd gewiß krank? — Aber ich wollte sorgen, daß ihr geheilt würdet, wenn ihr alsdenn etwas arbeiten, und euch euer Brod erwerben wolltet.

Bettler (mit Thränen.) Ach lieber Herr, ich kann nicht arbeiten, meine Eltern, — ach Gott verzeihs ihnen in der Ewigkeit, haben mich nichts lernen lassen. — Sie haben mir zwar wohl Lehrer gehalten, aber die haben mich nicht unfreundlich ansehen dürfen, und so habe ich nichts gelernt.

Vater. Das ist freylich schlimm, doch giebt es auch Arbeiten, da man nicht erst viel lernen darf.

Bettler. Freylich; aber da muß man früh aufstehen, und das bin ich von Jugend auf nicht gewohnt, oder man muß viel in der Kälte seyn, und mich haben meine Eltern immer in der warmen Stube gehalten, und da kann ich itzt nicht mehr dauern. Ich habe mich schon zu drey Bauern verdingt, aber sie können mich nicht brauchen, und haben mich wieder fortgeschickt.

Ja Herr, es gehört viel dazu, wenn ich meinen Eltern nicht im Grabe fluchen soll.

Vater. O, das thut ja nicht! ihr würdet immer unglücklicher werden. Kommt morgen zu mir, ich will sehen, ob ichs nicht möglich machen kann, doch eine Arbeit für euch zu finden, daß ihr aus eurem Elende kommt. Wer waren denn eure Eltern?

Bettler. Mein Vater war der reiche Herr von Pur? —

Schnell wandte sich der Vater, und gieng fort, als er dieß hörte; denn ein eiskalter Schauer lief ihm über den Leib, und die Kinder erschracken so sehr, daß sie anfiengen zu weinen, oder sich furchtsam an den Vater und die Mutter anschmiegten. Endlich hatte sich der Vater etwas erholt, er blieb stehen, und rief dem Bettler nochmals freundlich zu: Nun morgen gewiß! — Hierauf sah er mit thränenden Augen gen Himmel. — O Gott! o Gott! Purs Sohn! — Ach wenn ich doch ein Werkzeug deiner Erbarmung werden könnte, ihn zu retten! — O liebe Kinder! fallt heute alle noch auf eure Knie, und dankt Gott für eure guten Eltern, die euch durch vernünftige Zucht und ihr weises Verhalten vor dergleichen Unglück zu bewah-

bewahren suchen. Die Kinder waren alle so gerührt, daß keines dem Vater antworten konnte, sie dachten itzt an die Geschichte des Herrn von Pur, die ihnen der Vater erzählt hatte, und an alle die guten Lehren, die er ihnen schon gegeben, sich in der Jugend an Fleiß, und etwas harte Lebensart zu gewöhnen.

Einige unter ihnen nahmen sich vor, ihre Eltern für den armen Mann zu bitten. Sie sagten ihren Entschluß dem Vater, und der antwortete: Ja! ihr sollt mir alle zu seiner Rettung behülflich seyn. Er machte ihnen darauf eine Beschreibung, was er zu thun in Willens sey, dem armen Pur noch etwas lernen zu lassen, daß er sich doch sein nothdürftiges Auskommen erwerben könnte, und wie die Kinder alle beytragen sollten. Darüber freueten sie sich unaussprechlich. Jedes hatte einen neuen Vorschlag, und sie genoßen itzt schon im Geist das große Vergnügen, einen Unglücklichen gerettet zu haben. Unter diesen angenehmen Gesprächen und Empfindungen kamen sie vergnügt zu Hause an, konnten dem guten Vater nicht genug für die Freude danken, die er ihnen gemacht, und zu Hause ihren Eltern nicht satt erzählen, wie vergnügt sie gewesen wären. —

Dreyzehntes Gespräch.

Das nächstemal, da die Kinder wieder zur Mad. H. kamen, — der Vater war verreißt, — dankten alle nochmals für das neuliche Vergnügen. — Das freut mich recht sehr, sagte die Mutter, daß ihr sogar vergnügt waret, das war ja unser Wunsch und die Absicht, warum wir diese kleine Reise anstellten. Aber Amalie und Anton, ihr werdet auch sehr vergnügt gewesen seyn?

Amalie. O liebe Mutter! ich habe mich viel tausendmal zu Ihnen gewünscht.

Mutter. Du willst mir gewiß so ein Kompliment machen, wie Vater letzthin sagte, daß so oft gemacht werden?

Amalie. O nein! Ich will Ihnen alles erzählen, und da werden Sie sehen, daß ich die Wahrheit rede. Ich konnte schon die Nacht zuvor, vor Freude nicht viel schlafen, und stand also in aller Früh auf.

Sophie. Das war ja sehr gut für dich, da hast du viel Zeit übrig gehabt, die du noch

recht

recht nützlich und angenehm hast zubringen können.

Amalie. Ja Gute, wenn mein Kopf nicht ganz von dem Gedanken an den Ball erfüllt gewesen wäre, würde ich freylich diese viele Zeit sehr gut angewandt haben. Aber da war kein anderer Gedanke in mir, ich eilte nur mich anzukleiden, und da mußte ich denn einen neuen Schnürleib anziehen.

Marie. Der dich gewiß recht drückte und einpreßte?

Amalie. Freylich, so sehr, daß ich den ganzen Tag nicht frey Odem holen konnte. Doch das litt ich immer geduldig; aber die lange Weile, bis der Friseur kam, die war erst eine Marter. Tausendmal sah ich nach der Uhr, und fürchtete immer, er würde zu spat kommen, oder mich gar sitzen lassen.

Anton. Nun da giengs mir doch noch besser, als dir. Ich stund nicht früher, als sonst auf, und brachte die Zeit, bis wir abgeholt wurden, ganz ruhig zu.

Amalie. Das Frisiren dauerte so lange, daß ich ungeduldig darüber wurde, und so bald ich

ich angekleidet war, so gieng die lange Weile, und die Furcht, vergessen zu werden, wieder an, und quälte mich, biß die gewünschte Kutsche kam, uns abzuholen.

Mutter. Alle diese Plagen kommen daher, daß du dich viel zu sehr gefreuet, und deine Vernunft gar nicht gebraucht hast.

Lorchen. Aber wie die Kutsche kam?

Amalie. Da war ich nun freylich sehr erfreut, und wie wir in den Saal traten, wo so viele geschmückte Personen waren, so hielt ich mich für sehr glücklich. Aber bald darauf bemerkte ich, daß Fräul. von F. und Fräul. von R. mit einander redeten, mich anblickten, und höhnisch lächelten. —

Mutter. Und die Fräuleins haben vielleicht an nichts weniger gedacht, als über dich zu spotten.

Amalie. Es kann wohl seyn, daß sie mich doch nicht gemeynet haben; aber ich glaubte es, und das kränkte mich ungemein. Wir wurden zur Tafel gerufen, aber die große Hitze, die diesen Tag war, und die meine Kleidung mir noch beschwerlicher machte, erlaubte

mir

mir nur sehr wenig zu essen, und das lange Sitzen ward mir zuletzt unerträglich.

Endlich stand ein Paar um das andere auf, und gieng auf den Tanzsaal. Ich wurde auch aufgerufen, ich fieng an zu tanzen, aber die Hitze, und meine Schuhe und Kleider machten mirs unmöglich, lange auszudauern. Ich mußte aufhören zu tanzen, und wurde von den meisten andern Fräuleins ausgelacht; wieder eine Kränkung. — Spät Abends fieng ich wieder an zu tanzen, und um nicht abermal ausgelacht zu werden, strengte ich alle Kräfte an, und tanzte so viel, daß ich todtmatt nach Hause kam.

Anton. Und mir ists auch nicht besser gegangen. Ich war zwar, wie ich schon gesagt habe, bis zur Tafel sehr vergnügt, aber da verderbte ich mich durch die vielen Speisen, die ich untereinander aß. Nach Tische wollte ich mir mit dem Tanzen helfen, aber ich machte es immer ärger, und bekam heftiges Kopfweh; doch tanzte ich fast beständig fort, bis ich nach Mitternacht nach Hause kam.

Aber an keinen Schlaf war nicht zu denken, ich brachte die ganze Nacht und den folgenden Tag mit unerträglichem Kopfweh zu,

und erst seit gestern fange ich an wieder besser zu werden, und das ärgste war, daß ich noch am Ende von meinem guten Papa ausgescholten ward, weil ich so auf meine Gesundheit losgestürmet hatte.

Die Kinder sahen alle einander an, und fühlten itzt erst recht vollkommen, daß sie ein ungleich größeres Vergnügen genossen, als Amalie und Anton; und August schämte sich itzt, daß er diese beneidet hatte. Die Mutter fragte ihn auch: Nun lieber August, glaubst du immer noch, daß die Reichen um ihr glänzendes und großscheinendes Vergnügen so sehr zu beneiden sind?

Anton. Wenn allezeit so viel unangenehmes damit verbunden ist, dann gewiß nicht.

Mutter. Wenn es auch nicht einem jeden, der an dergleichen Vergnügen Theil nimmt, so gar übel geht, wie unserm Anton und Amalien, so werden doch gewiß alle, wenn sie die Wahrheit sagen wollen, gestehen müssen, daß sie einen großen Theil von diesen Unbequemlichkeiten auch erfahren haben.

Marie. Nein, da lobe ich mir eine Reise, wie die unsrige war.

Mutter. Und wenn ihr erst euren Verstand recht ausbildet, so könnt ihr täglich mit noch leich-

leichterer Mühe Freuden genießen, die das Herz unbeschreiblich erheben, und die mit allem Golde und Gelde der Erde nicht zu erkaufen sind. — Doch weil ihr so gerne kleine Reisen macht, so dächte ich, wir wollten dem Vater zusammen entgegen gehen.

Das war wieder ein neues Fest für unsere Gesellschaft. Und Anton nebst seiner Schwester, die auch mitgiengen, versicherten, einmal über das andere, daß sie ein Vergnügen, wie dieses, nicht gegen zehn Bälle vertauschten. Sie erzählten dem Vater auch gleich, wie es ihnen auf dem Ball gegangen war, und der sagte: Es ist mir lieb, daß euch allen der Einwurf, den ihr mir letzthin gemacht habt, daß die Reichen doch mehr Vergnügen hätten, als andere, so durch dieses Beyspiel beantwortet ist, daß ich hoffe, ihr seyd itzt überzeugt, daß die unschuldigen Freuden der Natur, die uns unser gütiger Schöpfer bereitet hat, in der That jenen glänzenden und rauschenden Freuden, die so prächtig in die Augen fallen, weit vorzuziehen sind. Zumal da jene uns selbst immer an ihren gütigen Urheber erinnern, diese uns aber so gar oft in Gefahr setzen, Unschuld und ein gutes Gewissen dabey zu verlieren.

Sie-

Siebenter Brief.

Charlotte an Amalien.

Meine Liebe!

Du willst, daß ich Emilie fragen soll, wie sie immer auf so gute Gedanken kommt, ihren Geschwisterchen Freude zu machen; aber ich darf ihr nicht sagen, daß ich Dir alles schreibe, was sie thut; sie würde glauben, ich sagte zu viel zu ihrem Lobe. Ich will Dir also erzählen, wie sie ihre Tage anfängt und zubringt, vielleicht kannst Du es daraus selbst entdecken.

So bald sie früh geweckt wird, so steht sie den Augenblick auf, und da sagte sie mir einmal selbst, daß, so bald sie ihre Augen öffnet, ihr erster Gedanke ist: O Gott! wie kann ich dir für die süße Ruhe genug danken, die ich genossen habe! Schon wieder ist ein neuer Tag angebrochen. Laß mich diesen Tag dir wohlgefällig seyn! Behüte mich und die Meinigen vor allem Unglück!

Da sie mit diesen oder ähnlichen Gedanken ihr Bette verläßt, so kannst Du leicht denken, daß sie keine Zeit zu kindischen Scherzen, oder

wohl gar zu Zänkereyen mit Mägden oder Geschwisterchen, wie so viele ihres Alters, hat.

Sie eilet darauf mit der allergrößten Geschwindigkeit sich anzuziehen, dabey spricht sie kein Wort; und als ich sie fragte: warum sie so stille sey? — so antwortete sie mir: „Ich denke itzt, wie ich meinen Eltern und Geschwisterchen heute Freude machen kann."

So bald die ersten Kleidungsstücke angezogen sind, so wäscht sie sich, und schwankt ihren Mund mit frischem Wasser, und darauf sieht sie aus, wie die aufgehende Sonne, frisch und munter. — Liebe und Freude glänzen aus ihrem ganzen Gesichte. Itzt sucht sie die Magd, und bittet sie freundlich, ihr die Schnürbrust einzuschnüren. So lange ich aber hier bin, so helfen wir beyde einander. Bey dem Einschnüren steht Emilie gerade und ruhig, denn so sehr sie bedacht ist, ihre Seele immer zu verschönern, fast eben so sorgfältig sucht sie auch ihren von Gott schön gebauten Leib schön zu erhalten. So bald sie die Schnürbrust anhat, so eilt sie, auch mit dem übrigen Anzug fertig zu werden, und zieht sich häuslich, aber doch ordentlich und reinlich an. Hierauf bietet sie allen, die im Zimmer sind, freundlich guten Morgen, und geht

fort.

fort. Lange wußte ich nicht, wohin sie so frühe immer geht? Einmal aber schlich ich ihr nach, und bemerkte, daß sie in ein Kämmerchen gieng, ich sah durch eine Oeffnung hinein, und erblickte Emilien auf ihren Knieen betend, zugleich hörte ich ihr leises andächtiges Gebet. Sie betete ungefähr also: „Gütiger Vater! ich danke „dir von Herzen für die ruhige Nacht und den „erquickenden Schlaf, den wir alle in dieser „Nacht genossen haben. Ich danke dir, daß „du uns einen neuen Tag hast erleben lassen. „Aber, ach lieber Gott und Vater! ich armes „schwaches Kind könnte diesen Tag in tausend „Unglück an Seel und Leib gerathen, wenn du „mich nicht behütest, ich könnte sündigen, dei„ne Gnade und die Liebe meiner Eltern verlie„ren. Ach so sey mir gnädig, o Gott! und be„hüte mich vor Unglück und Sünde. Laß mich „immer vor deinen Augen wandeln und fromm „seyn. Segne und behüte auch meine lieben „Eltern, Geschwisterchen und Freunde, und „schenke uns allen aufs neue deine Gnade."

Auf diese Art betet die fromme Emilie alle Tage kein auswendig gelerntes Gebet, sondern ihr Herz spricht mit ihrem lieben Vater im Himmel eben so zärtlich als mit ihren Eltern.

 Gestern

2 — 2

Gestern kam ich an die Thüre ihres Käm-
merchens, als sie eben betete: „Guter Hei-
„land! o laß mich heute die Freude meiner El-
„tern seyn, wie du einst die Freude deiner El-
„tern warest. Belohne meine Eltern durch mei-
„nen Fleiß und Gehorsam für die vielen Wohl-
„thaten, die sie mir erzeigen. Laß mich mei-
„ne Geschwisterchen recht zärtlich lieben, und
„o Gott! o Gott! laß mich sie durch gutes
„Beyspiel zu allem Guten ermuntern."

Ist Emilie schön hinweggegangen, so kommt sie itzt wie ein Engel vom Gebet zurück, ihre Augen stralen, und so klein sie noch ist, so kann sie kein Mensch ohne Ehrfurcht ansehen, denn man sieht es ihr an, daß sie ein Kind Gottes ist. — Ist Papa und Mama schon auf, so eilt sie, um einen guten Morgen zu geben; und der Anblick dieses guten Kindes erfüllt die Herzen der Eltern täglich mit Dank gegen Gott für ein so herrliches Geschenk. — Selten aber sind die Eltern schon auf, denn Emilie bittet immer die Magd, sie am frühesten zu wecken, da geht denn Emilie zur Köchinn, und fragt mit größter Freundlichkeit: Liebe Köchinn! kann ich ihr nichts helfen? — Sagt ihr die etwas, als zum Exempel, Schaalen oder

Gläser

Gläser schwanken, den Staub abwischen, oder ein ähnliches Geschäfte; so verrichtet es Emilie mit der größten Munterkeit und Genauigkeit. Weiß aber die Köchin keine Arbeit für sie, so durchsucht sie die Kleider ihres Schwesterchens, und verstickt jedes Löchlein, oder zeigt es hernach, wenn sie noch nicht im Stande ist, es selbst zu machen, der Mama. — Hört sie daß die Eltern auf sind, so eilt sie zu ihnen, und itzt solltest du die liebenswürdige Geschäftigkeit sehen, mit der sie zuerst dem Papa, und denn der Mama, Thee, Brod, Schaalen, Zucker und alles herbeybringt, die Schaalen, wenn sie noch so rein sind, doch noch mit einem schönen Tüchlein abwischet, und genau Acht giebt, ob alles in Ordnung ist. Daß ich Emilie nacheifere, wirst du mir zutrauen, und da sorgen wir denn so für alles, daß der Herr Onkel und Frau Tante oft lachend sagen: Kinder! ihr macht uns faul, weil ihr uns alles in die Hände traget.

Hierauf weckt Emilie ihr Schwesterchen, kleidet es an, betet mit ihr, und führt dann dieses nach ihrem Beyspiel herrlich werdende Kind zur glücklichen Mutter. Wenn auch dieses geschehen ist, so liest Emilie ihrer Mama ein Kapitel aus der Bibel, oder eine biblische Geschichte

aus dem schönen Erbauungsbuch — oder sonst etwas aus einem geistlichen Buche vor, fragt bey allem, was sie nicht versteht, und wenn die Mama sie fragt, oder eines der Kleinen etwas fragt, so antwortet Emilie oft so, daß man ihren Verstand bewundern muß.

Hat Emilie itzt nichts sehr nothwendiges zu thun, so liest sie für sich die Pflichten eines jeden Tages, die sie sich aufgezeichnet hat. Und diese will ich Dir nächstens schicken, und zugleich weiter erzählen, wie Emilie den folgenden Theil des Tages zubringt. Du wirst gewiß Emilien täglich mehr lieben, doch hoffe ich, Du wirst auch einen Theil Liebe noch behalten für

Deine

Lotte.

Achter

Achter Brief.

Amalie an Charlotten.

Freylich, liebe Lotte, liebe ich Deine herrliche Emilie täglich mehr. Aber Dich liebe ich doch noch mehr, als sie. Dir habe ich ja alles zu danken, was ich von Emilien weiß. Und Du bist eben so gut, als sie; denn wie könntest Du sonst alles Gute an Emilien so bemerken. — Itzt weiß ich auch gar wohl, wie Emilie immer im Stande ist, ihre Geschwisterchen so zu erfreuen. — Das kommt daher, weil sie gleich früh darüber nachdenket, und sich solche Gelegenheiten aufsucht. Dazu war ich aber bisher viel zu leichtsinnig. — Daß Du nicht gleich weiter erzählt hast, war mir beynahe lieb, denn ich will mich erst üben, Emilien in dem, was ich itzt von ihr weiß, nachzuahmen, und da hat viel, viel zu lernen

Deine

Amalie.

Stadtbibliothek Augsburg

2—6

Auflösung der Räthsel, die in diesem ersten Theile vorkommen.

1) Das Wappen.
2) Die Wahrheit.
3) Die [illegible]hr.
4) Die [illegible]igkeit.
5) Die E[illegible]keit.
6) Die Ehre.
6) Die Zeit.
7) Das Glück.
8) Das Feuer.

Ende des ersten Theils.

Stadtbibliothek
Augsburg

8° L[illegible]

Unterhaltung[illegible]

7,

8° LD.

Unterhaltungen

7,

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Unterhaltungen der kleinen Gesellschaft zu S... Ein Lesebuch zum Unterricht und Vergnügen für Kinder verschiedenen Alters

Bd.: [1]

Augsburg (1785)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 7123 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11262691-2
VD18 80232744-001